1,60 DM / Band 170
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



# Ich gegen die Riesen-Kraken

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70




# Ich gegen die Riesen-Kraken

**John Sinclair Nr. 170**

***von Friedrich Tenkrat***

***erschienen am 06.10.1981***

***Titelbild von Vicente Segrelles***

Sinclair Crew

# Ich gegen die Riesen-Kraken

Es war ein Tag im Juni, an dem kein Mensch ans Sterben denken konnte. Die Sonne lachte vom blauen Himmel, auf dem keine einzige Wolke zu sehen war eine Seltenheit über London. Es war warm, und jeder, der es einrichten konnte, verbrachte seine Freizeit außer Haus, denn solche Tage muss man draußen genießen.

Niemand ahnte, dass das Grauen auf der Lauer lag. Es würde zuschlagen an diesem herrlichen Tag. Der Zeitpunkt war nicht mehr fern.

Ein Mensch würde sein Leben verlieren, wenn das Unheil aus der Tiefe der Themse hochstieg…

Die vier jungen Männer trafen einander, um eine Wettfahrt mit ihren schnittigen flachen Booten auf der Themse auszutragen. Wie Nadeln sahen die weißen Gefährte aus. Sie schienen auf dem Wasser zu kleben und hatten auch gegen die Strömung so wenig Widerstand, dass man zügig vorwärtskam, wenn man sich tüchtig in die Riemen legte, und das hatten die vier jungen Männer vor, denn beide Mini-Mannschaften wollten gewinnen.

Ron Oakland, ein muskulöser Bursche mit frechem Blondschopf, rümpfte die Nase, während er seinen Blick über den Fluss gleiten ließ.

Sie befanden sich nahe am Stadtrand von London.

Grau und träge floss die Themse dahin.

»Gott, ist das eine Brühe«, sagte Oakland. »Bin ich froh, dass ich kein Fisch bin. Ich würde jeden Tag kotzen.«

Oliver Owen, der Scherzbold der Runde, grinste. »Du brauchst davon ja nicht zu trinken, brauchst nur darauf zu fahren, und, hoffentlich wirst du letzter.«

»Letzter!« rief Cary Stack lachend aus. Er würde mit Oakland im selben Boot sitzen. »Wie das klingt, wenn nur zwei Boote starten.«

Stewart Barry, der vierte im Bunde, lächelte amüsiert. »Ihr kennt doch den guten Owen. Der findet immer einen Trick, um sich herauszustreichen. Er hat sich für dieses Rennen zwei Berichte zurechtgelegt. Gewinnen wir, wird er erzählen, wir wurden erste und ihr letzte. Gewinnt ihr, wird er sagen, dass ihr mit Müh und Not Vorletzte wurdet, während es uns gelang, immerhin den ehrenvollen zweiten Platz zu erringen.«

»Ich sehe daran keinen Fehler«, meinte Oliver Owen.

»Was ist, Leute?« sagte Ron Oakland ungeduldig. »Kann es losgehen? Seid ihr bereit? Begeben wir uns an den Start?«

»Mit dem größten Vergnügen«, erwiderte Cary Stack und rieb sich die Hände. »Wir werden es ihnen tüchtig zeigen, was, Ron?«

»Klar. Die werden uns schon nach wenigen Ruderschlägen aus den Augen verlieren und denken, sich verfahren zu haben.«

»Angeber!« rief Stewart Barry lachend.

»Wir treten den Wahrheitsbeweis an!« behauptete Oakland.

Alle vier zogen ihre Trainingsanzüge aus, verstauten diese in Nylonsäcken und legten sie in die Boote. Dann stiegen sie ein, hatten nur noch glänzende Shorts und ärmellose T-Shirts an.

Eine Mannschaft grinste siegessicher zur anderen hinüber. Jeder glaubte von sich, im Siegesboot zu sitzen. Sie machten die Leinen los, stießen sich vom Ufer ab und ruderten zur Strommitte.

Sobald sie auf gleicher Höhe waren, riefen Ron Oakland und Stewart Barry die Startworte: »Achtung! Fertig! Los!«

Und dann ging es los. Oakland und Stack legten sich vom Start weg kräftig ins Zeug. Owen und Barry trachteten, nicht ins Hintertreffen zu

gelangen. Sie fuhren diese Strecke nicht zum ersten Mal. Mehrmals im Jahr trugen sie solche Wettfahrten aus, und die Bilanzen hielten sich die Waage.

Mal gewann das Team Oakland und Stack. Dann erreichte wiederum das Team Owen und Barry als erstes das Ziel. Siege und Niederlagen waren ziemlich ausgeglichen.

In den letzten Wochen war bei Oakland und Stack ein leichter Formanstieg zu bemerken gewesen Deshalb gingen sie als leichte Favoriten in dieses Rennen. Aber Owen und Barry waren ehrgeizig genug, um den Gegnern trotzig Paroli zu bieten. Es würde ein hartes Rennen werden, bei dem keine Mannschaft der anderen auch nur einen einzigen Zentimeter Vorsprung schenkte.

Oakland/Stack ruderten, als ginge es um ihr Leben. Wie ein Uhrwerk liefen ihre regelmäßigen, harmonischen Bewegungen ab. Aber auch Owen/Barry tauchten ihre Riemen stets synchron ein, zogen kraftvoll durch, sausten mit den Rollsitzen zurück, stemmten sich gegen die Fußleisten.

Das Boot von Oakland und Stack schob sich Zoll um Zoll nach vorn.

Owen und Barry strengten sich noch mehr an, damit die Gegner sie nicht abschlagen konnten.

Ihre Muskeln, die unter der schweißbedeckten Haut glänzten, traten hart hervor. Ihre Gesichter wirkten wie starre Masken. In ihre Züge waren der Ausdruck von Anstrengung und Konzentration geprägt.

Sie atmeten regelmäßig und arbeiteten wie Maschinen. Es gelang ihnen, schon nach kurzem den Vorsprung der Gegner wettzumachen. Oliver Owen, der sonst immer ein loses Mundwerk hatte, ließ kein Wort über seine Lippen. Dafür war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt.

Die ersten hundert Yards waren zurückgelegt, die nächsten folgten.

Noch war es ein ausgeglichenes Rennen. Aber auf der zwei Meilen langen Strecke konnte noch viel passieren.

Und es passierte!

Ron Oakland tauchte den Riemen kraftvoll ins Wasser. Als er durchziehen wollte, stieß das Ruderblatt gegen etwas Hartes.

Gleichzeitig wallte das Grau des Wassers auf. Ein Gebilde, dem dicken Körper einer Riesenschlange ähnlich, war kurz zu sehen. Es war grau wie das Wasser, wand sich um das Ruder. Das Holz knirschte und splitterte. Oakland stieß einen heiseren Schrei aus. Wut wallte in ihm auf, denn das Rennen war damit zu Ende.

Zornig riss er den Riemen aus der Drehgabel. Er hielt das Ruder senkrecht, damit Oliver Owen und Steward Barry es sehen konnten.

»Aus!« schrie er ärgerlich. Sein Atem ging schwer. »Wir müssen aufgeben!«

Owen und Barry brachen das Rennen ab. »Verdammt, wie hast du dieses Kunststück denn fertiggebracht?« rief Oliver Owen keuchend.

»Bricht einfach das Ruder entzwei.«
»Es steckt zuviel Kraft in ihm«, sagte Stewart Barry grinsend.
Ron Oakland wischte sich den Schweiß von der Stirn. Niemand außer ihm hatte gesehen was passiert war. Ein grauer Schlangenkörper, schenkeldick sogar mehr als das, hatte sich um den Riemen geschlungen und ihn wie ein Streichholz zerbrochen.
Eine unvorstellbare Kraft musste im Leib dieses Tieres stecken. Oder war das alles nur Einbildung gewesen? Es gibt doch keine Schlangen in der Themse. Schon gar nicht so riesige.
War es eine Halluzination gewesen?
Ron Oaklands Blick suchte die Wasseroberfläche ab. Er nagte nervös an seiner Unterlippe. Wenn es sich nun aber um keine Sinnestäuschung gehandelt hatte, was dann?
Befanden sie sich dann nicht in großer Gefahr?
Vorhin hatte dieses Untier nur nach dem Riemen geschnappt. Was war, wenn es als nächstes das Boot angreifen würde? Cary Stack fiel auf, das irgendetwas nicht stimmte.
»Was ist los mit dir, Ron? Was hast du?« fragte er.
Die beiden Boote wurden nun von der Themseströmung getragen. Oliver Owen und Steward Barry ruderten näher heran. »Ist was nicht in Ordnung?« rief Barry herüber.
»Ron scheint irgend etwas gesehen zu haben«, gab Stack zurück.
»Quatsch, dem fällt bloß keine Ausrede ein«, rief Oliver Owen lachend.
»He, Ron, bist du mit dieser Nummer noch frei? Ich würde dich gern engagieren!«
Ron entschloss sich, den Freunden zu erzählen, was er gesehen hatte.
Er sah Cary Stack ernst an. »Nicht ich habe den Riemen abgebrochen, Cary…«
»Sondern?«
»Da war ein Tier im Wasser.«
Owen hörte das und begann wiehernd zu lachen. »Sag bloß, die gute alte Nessie hat Schottland verlassen, um hier aufzutauchen und dein Ruder zu fressen.«
Oakland starrte Owen ärgerlich an. »Unterlass die blöden Witze, Oliver. Wenn ich sage, dass sich so ein Mistvieh um mein Ruder geschlungen hat, dann stimmt das!«
»Fangt jetzt bloß nicht an zu streiten«, warf Steward Barry ein.
Stack massierte seinen Nacken. »Ich will ja nicht unken, aber wenn du so etwas wie ein Ungeheuer gesehen hast, Ron, dann sind wir hier auf dem Fluss nicht sicher. Hat wer was dagegen, wenn wir abhauen?«
»Ich bestimmt nicht«, sagte Barry.
»Da!« schrie plötzlich Oakland erregt auf. Er wies mit ausgestrecktem Arm auf die Wasseroberfläche. Es blubberte. Die Themse wallte auf. Es

hatte den Anschein, als würde sich in der Tiefe ein mächtiger Quirl drehen.

»Verdammt, was ist das?« rief Stack.

»Machen wir, dass wir wegkommen!« rief Steward Barry. »Hier ist es mir nicht mehr geheuer!«

»Gott, was seid ihr für Angsthasen!« rief Oliver Owen.

»Du kannst gern aussteigen, wenn du hierbleiben möchtest.«

»Habe ich dir noch nicht verraten, dass ich nicht schwimmen kann?« fragte Owen grinsend.

Barry fing an zu rudern. »Na los!« rief er Owen wütend zu. »Willst du nicht auch etwas tun, damit wir schneller von hier wegkommen?«

»Leute, wir haben unseren Finger am Pulsschlag einer Riesensensation«, schrie Oliver Owen. »Ich sehe schon die Schlagzeilen. ›Vier junge mutige Männer entdecken Ungeheuer in der Themse!‹«

»Pack endlich die Riemen, du Blödmann!« schrie Steward Barry.

Plötzlich schien das Wasser um sie herum zu kochen. Es brodelte und wallte. Das schnittige Boot wurde gerüttelt und geschüttelt.

»Vorsicht!« schrie Ron Oakland, und in derselben Sekunde wirkte eine Riesenkraft auf das Boot ein. Es wurde hoch gestoßen, sauste aus dem Wasser, drehte sich in der Luft.

Oliver Owen und Stewart Barry konnten sich nicht in dem Gefährt halten.

Sie fielen heraus. Barry brüllte auf. Auch Owen schrie. Er überschlug sich mehrmals und klatschte dann in die grauen Fluten.

Für einen Moment gingen die beiden unter, kamen aber gleich wieder an die Oberfläche. Owen spie eine Wasserfontäne aus. Stewart Barry schwamm mit kräftigen Stößen auf das Boot zu, in dem Oakland und Stack saßen.

Hysterie glitzerte in seinen Augen. Er hatte heillose. Angst vor dem Unbekannten. Er wusste nicht, was da im Wasser war. Er wollte es auch nicht wissen. Er wollte nur so schnell wie möglich raus aus den Fluten.

»Helft mir!« brüllte er. »Bitte! Schnell!«

Etwas berührte seine Beine. Sein Herz blieb vor Schreck fast stehen.

Cary Stack ruderte auf ihn zu. Stewart Barry schlug wie von Sinnen um sich.

»Ich will nicht sterben!« schrie er entsetzt. Wasser stürzte sich in seinen aufgerissenen Mund. Er hustete und spuckte.

Oakland und Stack erreichten ihn. Sie drehten bei. Ron Oakland ergriff ihn und hievte ihn aus dem Wasser. »Du hast recht, Ron!« keuchte Barry bestürzt. »Da ist wirklich ein Tier im Wasser.«

Oliver Owen schwamm auf sie zu. Das Boot, in dem er mit Barry gesessen hatte, hatte sich bereits fünfzig Yards von ihnen entfernt. Die

Strömung trug es mit sich fort.
»Unser Boot!« rief Owen.
»Kümmere dich jetzt nicht darum!« gab Oakland aufgeregt zurück. »Du musst raus aus dem Wasser, Junge! Mach schnell! Beeile dich!« Er streckte ihm die Hand entgegen.
Zwei Yards war Owen noch davon entfernt. Plötzlich weiteten sich seine Augen. »Meine Beine!« brüllte er entsetzt. »Ich kann sie nicht mehr bewegen! Etwas hält sie fest!«
»Reiß dich los!« schrie Oakland. »Los, Cary, wir müssen näher an Oliver heran.«
Cary Stack tauchte die Riemen ein und zog hastig durch. Das Boot - überladen - schob sich auf Oliver Owen zu. Da kreischte der Junge schrill auf. Sein Gesicht verzerrte sich: Leichenblass wurde er.
Eine unvorstellbare Kraft riss ihn unter Wasser. »Oliver!« brüllte Ron Oakland, starr vor Entsetzen. Sein Blick suchte die Oberfläche der Themse ab. Nichts. Keine Spur von Oliver Owen.
Aber plötzlich war er wieder da.
Zehn Yards entfernt tauchte er auf. Er schrie und kreischte. Etwas zog ihn mit unwahrscheinlicher Kraft gegen die Strömung. Er sauste durch das Wasser. Kein Motorboot hätte schneller sein können. Die Fluten gischteten hoch, und mit einem gurgelnden Schrei wurde Oliver Owen erneut in die Tiefe gerissen.
Fassungslos hockten Oakland, Stuck und Barry im Boot. Ein zweites Mal kam ihr Freund nicht mehr hoch. Sie starrten einander verstört an. Dass ihnen an diesem herrlichen Tag soviel Grauen begegnen würde, damit hatten sie nicht gerechnet.

***

Ich klopfte. Die Tür öffnete sich, und ich sah Shao. Die bildschöne Chinesin mit dem jettschwarzen Haar trug ein grünes hautenges Seidenkleid, das ihre makellose Figur wundervoll modellierte. Damit sie sich darin besser bewegen konnte, war das Kleid an der Seite geschlitzt.
Niemand sah ihr an, welch ein grauenhaftes Abenteuer sie noch vor kurzem erlebt hatte.[1]
»John«, sagte Shao erfreut. »Komm rein. Ich bereite gerade Tee. Wenn du möchtest, kannst du gern eine Tasse mittrinken.«
»Ein andermal, okay?«
»Bist du schon wieder in Eile?«
»Wie immer«, gab ich lächelnd zurück. »Ist Suko da?«
»Vor wenigen Augenblicken war er noch im Wohnzimmer. Falls er nicht durch das Fenster getürmt ist, muss er noch da sein.«
Ich musterte Shao von Kopf bis Fuß und sagte: »Er hat allen Grund, zu bleiben.«

»Vielen Dank für das Kompliment.«
»War ehrlich gemeint.«
»Dafür kriegst du einen Extra-Dank«, sagte Shao, wippte auf die Zehenspitzen und hauchte mir einen Kuss auf die Wange.
»Oho«, sagte ich anerkennend und wackelte mit den Augenbrauen.
»Gut, dass das Suko nicht gesehen hat.«
»Ich achte schon darauf, dass Suko nicht zu kurz kommt.«
»Davon bin ich überzeugt.« Ich begab mich in den Livingroom. Suko saß auf einem Sofa. »Hallo, Alter. Wenn ich geahnt hätte, dass ihr eine kleine Teeorgie vorbereitet, hätte ich dich nicht gestört.«
»Du weißt, dass du niemals störst, John.«
»Nett von dir.«
»Hast du was auf dem Herzen?«
»Du kennst doch den Spruch: ›Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben.‹«
»Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt«, vollendete Suko.
»Richtig. Nur bei mir müsste es heißen: Wenn es dem bösen Yard nicht gefällt. Ich hatte eigentlich vor, mal gründlich abzuschalten und auszuspannen. Aber das Telefon ich könnte es manchmal an die Wand schmeißen ließ keine Verschnaufpause zu. Sir James höchstpersönlich beliebte mir auf den Wecker zu gehen.«
»Was wollte er denn?« erkundigte sich Suko.
»Da wurde eine Leiche außerhalb Londons angeschwemmt. Die soll ich mir ansehen. Der Superintendent denkt wohl, ich brauche das. Da ich nicht allein fahren wollte, dachte ich, ich frage dich, ob du mitkommen möchtest, aber wenn Shao dir Tee kocht…«
Suko winkte ab. »Den kann ich auch ein andermal trinken.« Er stand auf. »Was ist los mit dieser Leiche? Warum sollst du sie dir ansehen?«
»Sie weist außergewöhnliche Verletzungen auf.«
»Also ein neuer Fall für uns?«
»Das wird sich erst herausstellen. Sobald ich den Toten gesehen habe, weiß ich mehr.«
Shao trat ein. Verwundert blickte sie Suko an. »Sieht nach allgemeinem Aufbruch aus. Der Tee ist gleich fertig.«
»Stell ihn warm«, sagte Suko.
»Du weißt, dass das nicht geht.«
»Tut mir leid, ich muss weg.«
»Mit John?«
»Ja.«
»Wohin wollt ihr?«, fragte die Chinesin mich.
»Vier junge Leute machten eine Wettfahrt mit ihren Ruderbooten auf der Themse. Einer von ihnen kam dabei auf mysteriöse Weise ums Leben. Seine Leiche, die vor etwa einer Stunde angeschwemmt wurde, weist rätselhafte Verletzungen auf«, erklärte ich dem Mädchen.

Wir verließen Sukos Wohnung. Mein Apartment befand sich gleich daneben.

Wenig später saßen wir in meinem silbermetallicfarbenen Bentley und waren zu Oliver Owens Leichnam unterwegs. Die Fahrt dauerte zwanzig Minuten. Von weitem sahen wir schon die Polizeifahrzeuge und eine Menge Neugierige.

Suko und ich durchschritten die Polizeisperre. Auch Kollegen von der Wasserpolizei die »Wasserratten«, wie sie von uns genannt wurden waren da. Mein chinesischer Partner und ich gingen auf die Stelle zu, wo der Tote lag. Er war mit einer Decke zugedeckt.

Der Polizeiarzt, ein drahtiger ernster Mann, nickte mir zu. »Ich habe mich sofort an Superintendent Sir James Powell gewandt«, sagte er. »Sie wissen, dass wir in solchen Fällen angewiesen sind, dies zu tun, Oberinspektor Sinclair.«

Ich brauchte diese Art von Unterstützung, um schnell genug an den Ball zu gelangen. Wo immer in London es zu mysteriösen Ereignissen kam, wurde dies sogleich weitergeleitet, denn für Fälle mit übernatürlichem Background gab es bei Scotland Yard eine eigene Abteilung, die von mir geleitet wurde. Ich hatte nur noch Sir James über mir. Aber gerade das war nicht immer erfreulich, denn mein Vorgesetzter konnte hin und wieder verdammt launisch sein.

»Darf ich den Toten sehen, Doc?« fragte ich.

Der Arzt bückte sich, griff nach der Decke und hob sie an zwei Enden hoch. Vor uns lag ein junger Mann, beinahe bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Mein Magen krampfte sich zusammen.

Ich werde mich daran wohl nie gewöhnen.

Überall auf dem Körper waren kreisrunde Wunden zu sehen. Ich wies darauf. »Was ist das? Sind das Bisswunden, Doc?«

»Das vermute ich.«

Ich schluckte trocken, nickte und sagte: »Das reicht. Sie können den Toten wieder zudecken.«

Der Arzt ließ die Decke fallen. Ich versuchte, mich mit den Zigaretten zwar knappzuhalten, aber jetzt hatte ich ein Stäbchen dringend nötig.

Die ersten Züge beruhigten mich.

Suko stieß mich an. »Sieh mal, wer da kommt, John.«

Ich drehte mich um. Ein dunkelhaariger Mann, hochgewachsen und sportlich kam auf uns zu. Es war unser Freund Bill Conolly. Er war zwar reich verheiratet seine Frau Sheila hatte von ihrem Vater einen großen Chemiekonzern geerbt, aber da er das Nichtstun hasste, arbeitete er nach wie vor als Reporter für führende britische Blätter.

Heute lebte er nicht mehr, um zu arbeiten, und er brauchte auch nicht mehr zu arbeiten, um leben zu können, sondern er tat nur noch das, wozu er Lust hatte.

»Hallo, John«, grüßte er. »Guten Tag, Suko.«

»Wie kommst du denn hierher?« fragte ich ihn erstaunt.
»Mit meinem Porsche«, sagte Bill Conolly lächelnd. »Du siehst nicht gerade danach aus, als würdest du dich freuen, mich zu sehen.«
»Kamst du zufällig hier vorbei?«
»Nein. Mit voller Absicht. Du weißt, dass mich meine Informanten aus früheren Tagen immer noch nicht vergessen haben. Wenn sich etwas Interessantes ergibt, rufen sie mich an.«
»Und du denkst, dieser Fall wäre interessant.«
»Ja.«
»Dann sieh dir mal die Leiche an.«
Bill tat es. Er ließ die Decke gleich wieder fallen und wurde bleich um die Nase. »Oh, mein Gott«, stöhnte er.
»Bist du immer noch erpicht darauf, in diesem Fall zu recherchieren?« fragte ich ihn.
»Ist es dein Fall?« fragte Bill Conolly zurück.
»Sieht so aus,«
»Dann mache ich mit, egal wie dick es kommt vorausgesetzt, du hast nichts dagegen.«
»Warum sollte ich? Wir kennen uns ja lange genug.«
Laute Stimmen hinter uns. Wir drehten uns um. »Ich bin von der Presse!« rief ein Mann, der so sympathisch aussah wie ein hungriges Krokodil. »Sie haben kein Recht, mich an der Ausübung meines Berufes zu hindern!«
Bill Conolly seufzte. »Der hat hier gerade noch gefehlt. Milford Raffin, die Schande der gesamten Branche.«
Ich kannte Raffin. Es gab auf der ganzen Welt niemanden außer seinem Hund, der ihn mochte. Er hatte ein hervorragendes Talent, sich Feinde zu schaffen. Seine Storys strotzten nur so von Unwahrheiten und Erfindungen. Er nahm sich niemals die Mühe, gewissenhaft zu recherchieren, ließ mit Riesenlettern Mutmaßungen drucken, die, er hinten mit einem Fragezeichen versah, damit man ihm rechtlich nicht an konnte, und hatte ständig irgendwelche Klagen am Hals. Seine Sensationsberichte drehten einem den Magen um. Er machte eiskalt aus einer Mücke einen Elefanten, bestach Menschen, kaufte falsche Augenzeugen, türkte Sensationsfotos.
Strahlend lächelnd kam er auf uns zu. »Ah, die erste Garnitur von Scotland Yard kümmert sich um diesen Fall«, sagte er zu mir.
»Oberinspektor John Sinclair, der Geisterjäger persönlich. Begrüße Sie.«
»Wie geht's dem Liebling der Nation?« fragte ich.
»Meinen Sie damit mich?«
»Mich kann ich damit wohl schlecht gemeint haben. Wie's mir geht, weiß ich.«
»Ich fühle mich großartig.«

»Das freut mich. Wie lange haben Sie noch bis zur Pensionierung?«
»Etwa so lange wie Sie«, gab Milford Raffin grinsend zurück.
»So lange noch?«
»Ja, Sie werden mich noch eine ganze Weile ertragen müssen.«
»Vorausgesetzt, Ihnen stößt nichts zu, was wir nicht hoffen wollen, nicht wahr?«
»Genau«, erwiderte Raffin. Er beachtete Bill Conolly, die Konkurrenz, überhaupt nicht. »Darf ich mal einen Blick auf den Toten werfen?«
»Ich kann Sie nicht daran hindern.« Raffin hatte starke Nerven. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, als er sich die Leiche ansah. Er kam wieder zu mir. »Was halten Sie davon?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Heißt das, Sie sind mal wieder ratlos? Darf ich das so formulieren?«
Meine Augen wurden schmal. »Sie sollten diesmal Ihr Gehirn benützen, wenn Sie Ihr Geschmiere vom Stapel lassen. Wenn ich in Ihrem Bericht auch nur eine einzige Unwahrheit lese, oder eine ehrenrührige Phrase, dann…«
Raffin grinste breit. »Was ist dann? Werden Sie mich vor den Kadi zitieren, Oberinspektor?«
»Vielleicht suche ich Sie zu Hause auf und rede mit Ihnen unter vier Augen ein bitterernstes Wort.«
»Ich hoffe doch stark für Sie, dass dies keine Drohung war, Oberinspektor.«
»Sie werden diesmal nur Tatsachen berichten, verstanden? Im andern Fall werde ich Mittel und Wege finden, Sie so fertigzumachen, dass nicht mal mehr ein Hund einen Knochen von Ihnen annimmt.«
Das berührte Raffin nicht. Er zuckte mit den Schultern und stakste davon. Suko ballte die Hände zu Fäusten. Riesige Hämmer waren, das.
»Ich bin zwar kein Raufbold«, sagte der Chinese, »aber diesem Bastard würde ich mit Vergnügen mal tüchtig aufs Maul schlagen.«
»Vielleicht ergibt sich noch mal die Gelegenheit«, sagte ich.
»Darüber würde ich mich maßlos freuen.«
Ich winkte den Polizeiarzt zu mir. »Ich habe Sie noch nicht nach Ihrer Meinung gefragt. Womit wurden diesem jungen Mann die schrecklichen Wunden zugefügt?«
Der Doktor massierte seine Nase. »Wenn die Verletzungen nicht so riesig wären, würde ich sagen…«
»Ja? Sprechen Sie es ruhig aus, Doc.«
»Ich habe ein wenig Ahnung von Kraken. Ein Hobby von mir. Manche dieser Tiere besitzen gezähnte Saugnäpfe, die eine Größe von zwanzig Zentimetern erreichen.«
»Eine Krake? Sie sind also der Meinung, dieser junge Mann wurde das Opfer eines Kraken?« fragte Bill Conolly erstaunt.
»Es klingt wahrscheinlich verrückt, aber wenn Oliver Owen, das

Opfer, tatsächlich von einem Kraken getötet wurde, dann muss es sich um ein so großes Tier handeln, wie man es auf der ganzen Welt noch nie gesehen hat«, sagte der Polizeiarzt.

»Womit hat der Krake denn Owens Körper so schrecklich verwüstet?« fragte Bill.

»Mit seinem Maul, nehme ich an«, sagte der Arzt. »Er besitzt zwei spitze, chitinige Kiefer, die wie ein Papageienschnabel aussehen. Jedenfalls ist das bei normalen Kraken der Fall. Wie es sich bei diesem Monster verhält, weiß ich natürlich nicht. Größere Exemplare beißen mühelos einen Spazierstock durch…«

Der Arzt verstummte, denn ein vielstimmiger Schrei gellte auf. Meine Freunde und ich wirbelten herum und sahen, was die Leute entsetzte.

Ein dicker Arm, dem Körper einer Schlange ähnlich, mit unzähligen Saugnäpfen an der Unterseite bedeckt, war aus dem Wasser geschnellt.

Er peitschte hoch, ragte mindestens drei Yards aus der Themse, rollte sich an seinem Ende ein, klatschte auf die Wasseroberfläche, dass die Fluten hoch aufspritzten und verschwand wieder.

Das war die Bestätigung.

Nun wussten wir, woran wir waren. Wir hatten es mit einem Riesenkraken zu tun!

***

Während die Leute starr vor Entsetzen waren, hetzten Suko, Bill Conolly und ich zum Themseufer. Wir liehen uns ein Motorboot der »Wasserratten.« Niemand protestierte. Jeder war froh, jetzt nicht auf die Themse hinausfahren zu müssen.

Ich startete den Außenbordmotor. Suko machte die Leine los. Wir rasten auf die Stelle zu, wo der Tentakel des Riesenkraken aus dem Wasser geschossen war. Suko zog seine Silberkugel-Beretta. Ich holte meine Pistole ebenfalls aus der Schulterhalfter.

Eine Vielzahl von Gedanken wirbelten mir durch den Kopf. Wer steckte hinter dem Auftauchen dieses Monsters? Schwarze Mächte? Hatte Asmodina, die Tochter des Teufels, ihre Hand im Spiel.

Sie trat nicht immer selbst in Erscheinung. Manchmal ließ sie auch andere die Arbeit tun. So wie zum Beispiel die Medusa, die mir einige Rätsel aufgegeben hatte. Und mit einem Kraken hatten wir es auch schon mal zu tun gehabt. Damals steckte er in einem Schwimmbad.[2]

Während ich das Boot steuerte, hielten Bill Conolly und Suko nach dem Ungeheuer Ausschau.

Wo steckte das Biest? Würde es uns angreifen? Superintendent Powell hatte mir berichtet, dass der Krake die Ruderer attackiert hatte, deshalb rechnete ich ebenfalls mit einem Angriff. Der Motorlärm würde das Biest bestimmt nicht abschrecken. Es war wenn man von dem einen Tentakel, den wir gesehen hatten, auf den

gesamten Körper schloss so riesig, dass es vor nichts Angst haben musste.
Ich fragte mich, ob ich mit einer Silberkugel gegen dieses Untier etwas ausrichten konnte. Suko und ich würden es jedenfalls versuchen.
»Da hinüber!« rief Suko. »Backbord, John! Mehr backbord!«
Ich schwenkte in die angegebene Richtung. »Siehst du ihn?«
»Nein. Aber das Wasser ist dort ziemlich unruhig.«
Wir rasten darauf zu, doch sobald wir die Stelle erreichten, beruhigte sich die Themse und begann an einer anderen Stelle zu brodeln.
»Verdammt, er spielt mit uns Hasch mich!« schrie Bill Conolly wütend.
Ich brauste dorthin, wo sich das Monster jetzt befand. Bevor wir die Stelle erreichten, hämmerte etwas kraftvoll gegen den Schiffsrumpf. Wir wurden hin und her geworfen. Suko fiel, sprang aber sofort wieder auf die Beine.
»Er ist unter uns!« schrie Bill.
Abermals erhielt unser Boot einen gewaltigen Rammstoß, und dann brach der Rumpf auf. Wie ein Dorn aus grauem Stahl bohrte sich der Tentakel durch den Bootsboden.
Wasser schoss durch das Leck, das vom Krakenarm jedoch weitgehend abgedichtet wurde. Der Peitsche eines Riesen gleich schnellte der gefährliche Tentakel durch die Luft. Derjenige von uns, der davon getroffen worden wäre, hätte schlecht ausgesehen.
Ich duckte mich. Der schwere Tentakel pfiff über mich drüber, drehte sich im Kreis und wollte Suko den Kopf von den Schultern schlagen, doch der Chinese stellte wieder einmal unter Beweis, wie beweglich er war und wie gedankenschnell er zu reagieren vermochte.
Blitzartig ging er auf Tauchstation. Und dann schossen wir gleichzeitig.
Seine und meine Beretta bellten auf.
Die geweihten Silbergeschosse trafen zwar den Fangarm des Monsters, doch sie prallten wirkungslos davon ab. Der Krake musste eine Haut haben, die dicker war als die eines Elefanten.
In diesem Moment drückte hinter mir ein zweiter Fangarm aus dem Wasser. »John!« schrie Suko. Ich kreiselte herum. Der Tentakel hieb nach dem Außenbordmotor und brachte ihn mit einem einzigen Schlag zum Verstummen.
Das Kreuz! schoss es mir durch den Kopf.
Ich legte sofort das silberne Kruzifix frei. Wenn dämonische Mächte im Spiel waren, musste der Krake auf mein Kreuz reagieren, denn in ihm befanden sich die Kräfte des Lichts.
Es erwärmte sich auch sofort.
Ein Zeichen dafür, dass wir es mit schwarzen Mächten zu tun hatten.

Blitzschnell nahm ich das Kreuz ab. Die Kette wickelte ich um mein Handgelenk. Dann warf ich mich auf den Tentakel, der unseren Schiffsrumpf durchstoßen hatte. Riesige Saugnäpfe schimmerten mir entgegen. Der bewegliche Fangarm hatte große Ähnlichkeit mit einer riesigen Schlange.

Meine Güte, von Schlangen hatte ich die Nase voll. Ich dachte dabei weniger an die Schlangen der Medusa als an Apep, die Höllenschlange, in die sich Asmodina bereits mehrmals verwandelt hatte.

Entschlossen presste ich mein Kruzifix gegen den Fangarm des Bösen.

Ein heftiges Zucken ging durch den Tentakel, und dann spielte das Untier verrückt. Es riss den Fangarm zurück.

Gurgelndes Themsewasser ergoss sich wild wallend in unser Boot, das in der nächsten Sekunde einen fürchterlichen Schlag bekam. Keiner von uns vermochte sich auf den Beinen zu halten.

Wir knallten auf die Planken.

Neben uns tanzten gleich darauf zwei saugnapfbewehrte Arme hoch. Ich sah die vielen spitzen Dreieckszähne. Widerlich.

Und plötzlich spannte sich meine Kopfhaut, denn die beiden Tentakel klatschten auf Bill Conolly herab. Der Reporter warf sich zur Seite. Die Fangarme erwischten ihn aber trotzdem.

Er stieß einen heiseren Schrei aus. Mir krampfte es das Herz zusammen. »Bill« schrie Suko.

Die Tentakel wanden sich um den Körper unseres Freundes. Bill Conolly drehte und wand sich. Doch er kam nicht los von dem schrecklichen Monster. Wir standen bis zu den Knien im Wasser, aber das bekamen wir kaum mit. Wir sahen nur entsetzt, was mit Bill passierte.

Die Krake riss ihn aus dem Boot. Hoch über uns hing Bill Conolly in den Fangarmen des Untiers.

Jetzt zuckten die Arme nach unten.

Sie verschwanden in der Tiefe der Themse, und unser Freund Bill Conolly, der Begleiter in vielen gefährlichen Abenteuern, ein Mann, auf den wir uns stets hundertprozentig verlassen konnten, verschwand mit ihnen.

***

Ich war nahe daran, durchzudrehen. Nach Oliver Owen war nun auch Bill Conolly ein Opfer dieses grausamen Kraken geworden. Ich dachte an Sheila und an den kleinen Johnny Conolly, dessen Patenonkel ich war.

Sheila hatte ihren Mann verloren, der Junge seinen Vater. Ein zentnerschweres Gewicht presste meine Brust zusammen.

Ich veranlasste eine großangelegte Suchaktion. Froschmänner sollten

den Fluss absuchen. Natürlich konnte dies nur auf freiwilliger Basis geschehen. Ich konnte den Männern nicht befehlen ihr Leben zu riskieren. Einige von ihnen hatten Familie.

Selbstverständlich beteiligten sich auch Freund Suko und ich an dieser Suche. Oliver Owen wurde ins Leichenschauhaus gebracht. Milford Raffin tänzelte zwischen den Froschmännern herum und schoss mit einer Kamera, die nicht einmal so groß wie meine Handfläche war, laufend Bilder.

»Endlich eine richtige Sensation«, sagte er grinsend zu mir. Ich hätte ihn erwürgen können.

»Mann, gehen Sie mir aus den Augen!« schrie ich ihn an.

»Was haben Sie denn?«

»Dort draußen hat einer meiner besten Freunde wahrscheinlich das Leben verloren, und Sie haben nichts anderes im Kopf als Ihre idiotische Sensation.«

»Davon lebe ich.«

»Hoffentlich schlecht!« knurrte ich und zog den schwarzen Neoprenanzug an. Suko trug ihn schon. Das Ding saß wie angegossen an seinem massigen Körper. Jemand hängte mir die Preßluftflaschen um. Ich fixierte die Gurte und trat vor die Mannschaft.

»Wir sind bereit, Oberinspektor Sinclair«, sagte einer von ihnen.

Zehn Mann waren es Suko und mich ausgenommen.

»Ich möchte nicht, dass ihr zuviel riskiert, Leute!« sagte ich. »Dieses Ungeheuer ist verdammt gefährlich. Solltet ihr es entdecken, meldet ihr mir das sofort. Desgleichen erwarte ich eine unverzügliche Meldung, wenn ihr Bill Conolly gefunden habt.«

Wir alle waren mit einem Funkgerät ausgerüstet, dessen Piepston auch unter Wasser gut zu hören war. Wir vereinbarten mehrere Zeichen und begaben uns dann zum Flussufer.

Die Themse war von mir in mehrere Sektoren eingeteilt worden. Jeder Froschmann schwamm zu seiner Position und begann mit der Arbeit.

Auch ich schob das Mundstück meines Atemgeräts zwischen meine Zähne und setzte die Taucherbrille auf, und dann warf ich mich in die graue Brühe des Flusses.

Drei Stunden suchten wir. Ohne Erfolg.

Ich wollte nicht aufgeben.

»John, es hat keinen Zweck mehr«, sagte Suko, als wir uns mit den Froschmännern zu einer kurzen Besprechung trafen.

Aber ich schickte sie noch einmal ins Wasser. Wenn Bill Conolly schon tot war, dann wollte ich wenigstens seine Leiche bergen. Aber nicht einmal das war mir gegönnt.

Nach vier Stunden resignierte ich und blies die Suchaktion ab. Freunde, ich kann nicht beschreiben, wie elend ich mich fühlte.

***

Nun hatte ich den schwersten Gang meines Lebens vor mir, und ich war froh, dass Suko von sich aus anbot, mich zu Sheila Conolly und ihrem Jungen zu begleiten. Ich hatte ein furchtbares Würgen im Hals, als ich das Haus der Conollys erblickte. Ein schmerzhaftes Ziehen befand sich in meinen Eingeweiden. Verdammt, wie sollte ich Sheila klarmachen, dass sie nun Witwe war?

Ich erinnerte mich noch genau daran, wie sie immer dagegen gewesen war, wenn Bill mit mir loszog, weil sie Angst gehabt hatte, ihn zu verlieren. Nach und nach hatte sich ihre Einstellung diesbezüglich revidiert und nichts mehr dagegen gehabt, wenn Bill mich in einem Abenteuer unterstützte.

Und nun…

Bill war tot, war auf eine schreckliche Art ums Leben gekommen. Dieser gottverfluchte Höllenkrake hatte ihn sich geholt, und es war meine Pflicht, Sheila das mitzuteilen.

Sie hatte ein Recht darauf, es von mir zu erfahren, schließlich waren wir Freunde. Niemand anderer sollte ihr diese schreckliche Nachricht überbringen. Vor dem Bungalow, der am Stadtrand von London etwas erhöht auf einem großen Grundstück in einer ruhigen Villenstraße stand, sah ich Sheilas perlweißen Mercedes 350 SLC.

Suko und Shao wurden vom Ehepaar Conolly finanziell unterstützt, damit der Chinese mir rund um die Uhr zur Verfügung stehen konnte, wenn es galt, die Feinde aus der Hölle zu bekämpfen, von denen es leider nur zu viele gab.

Ich hielt meinen Bentley hinter Sheilas Wagen an. Wir stiegen aus.

Meine Knie waren seltsam weich. Ich atmete tief und regelmäßig, um mich zu beruhigen.

Suko erging es genau wie mir, nur konnte man es seinem ausdruckslosen Chinesengesicht nicht anmerken. Die Asiaten verstehen es hervorragend, keine Gefühle zu zeigen.

Vielleicht hätte mir ein Drink jetzt geholfen. Vielleicht aber auch nicht.

Möglicherweise wäre ein Glas zuwenig gewesen. So, wie ich mich fühlte, brauchte ich unter Umständen eine halbe Flasche, um meinen Kummer wenigstens halbwegs in den Griff zu bekommen.

Noch nie war ich so ungern hierher gekommen.

Meine. Handflächen waren feucht, und ein Schweißfilm bedeckte meine Stirn.

Ich läutete.

Trappelnde Schritte. Und dann öffnete dem kleinen Johnny die Tür.

»Onkel John! Mom, es ist Onkel John und er hat Onkel Suko mitgebracht!«

Der Junge sprang an mir hoch und klammerte sich an mich. Das

machte alles noch viel schlimmer. Ich trat mit Johnny ein. Suko folgte mir. »Ich freue mich, dass du wieder mal zu uns kommst, Onkel John«, sagte der Junge.

»Ich freue mich auch, dich wiederzusehen, kleiner Mann. Du bist schon mächtig schwer. Wenn du so weitermachst werde ich dich bald nicht mehr tragen können.«

»Tu doch nicht so. Du hast Muskeln. Du bist stark. Du könntest sogar Onkel Suko tragen.«

Sheila erschien. Blond und hübsch wie immer.

»Hallo, Sheila«, sagte ich heiser und stellte den Jungen ab.

»Wenn ihr zu Bill wollt, der ist nicht hier. Er erhielt einen Anruf, ich weiß nicht mal worum es ging, setzte sieh sofort in seinen Wagen und brauste davon.«

»Wir wollen zu dir, Sheila«, sagte ich. Gott, wenn nur dieses schreckliche Gefühl im Magen nicht gewesen wäre.

»Zu mir?« fragte Sheila Conolly erstaunt. »Ihr scheint etwas Wichtiges mit mir besprechen zu wollen, nach euren feierlichen Mienen zu schließen.«

Ich nickte. »Etwas sehr Wichtiges.«

»Kommt weiter.«

Ich beugte mich zu dem Jungen hinunter. »Würdest du so lieb sein und uns mit deiner Mutter allein sprechen lassen, Johnny?«

»Warum das denn, Onkel John?«

»Nicht alles, was Erwachsene miteinander reden, ist auch für die Ohren von Kindern geeignet.«

»Das ist nicht fair«, protestierte der Junge enttäuscht.

»Bitte, Johnny, tu mir den Gefallen, geh auf dein Zimmer. Ich komme in ein paar Minuten nach, okay?«

»Ganz bestimmt?« fragte Johnny misstrauisch.

Ich legte meine Hand aufs Herz. »Heiliges Ehrenwort.«

Der Kleine flitzte aus dem Raum und warf die Tür zu. Ein Kind, das seinen Vater verloren hatte. Eine Halbwaise. Bei diesem Gedanken schnürte sich meine Kehle gleich noch mehr zusammen.

Es lag noch nicht lange zurück, da hatte Destero, der Dämonenhenker, den Jungen in seine Gewalt gebracht, und ich hatte Mühe gehabt, Johnny zu retten und Destero zu vernichten.[3]

Seither befand sich Desteros Schwert in meinem Besitz. Es verfügte über eine Klinge, die in der Hölle geschmiedet worden war, und es hatte mir bereits einige Male wertvolle Dienste geleistet.

Im Wohnzimmer forderte uns Sheila auf, wir sollten uns setzen. Ich nahm Platz, obwohl ich das Gefühl hatte, tausend Ameisen befänden sich in meiner Hose.

»Nun, was habt ihr mit mir zu besprechen?« fragte Sheila. »Es scheint sehr schwer für euch zu sein, die richtigen Worte zu finden.«

Ich nickte langsam. »Das ist es. Das ist es in der Tat, Sheila.« Schweren Herzens begann ich meinen Bericht. Ich wählte die Worte vorsichtig aus, um dieser wunderbaren Frau nicht noch mehr Leid zuzufügen als nötig war.

Gespannt hörte sie mir zu.

Suko unterbrach mich kein einziges Mal. Er nickte nur hin und wieder stumm.

Als ich erzählte, was mit Bill, ihrem Mann, passiert war, ging ein heftiger Ruck durch ihren Körper. Sie wurde kreidebleich, ihr Atem ging heftig, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Als ich geendet hatte, blieb es für eine Weile still im Raum. Man hätte eine Stecknadel zu Boden fallen gehört.

»Tot?« flüsterte Sheila schließlich erschüttert. »Bill ist tot?«

»Es tut mir leid, Sheila.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein, John. Das darf nicht sein. Johnny und ich brauchen ihn…«

»Ich werde mich von nun an mehr als bisher um euch kümmern«, sagte ich. »Du kannst mit allen deinen Sorgen zu mir kommen. Ich werde immer für dich da sein.«

»Aber Bill ist mein Mann…«

»Den kann ich dir nicht ersetzen.« Sie schlug die Hände vors Gesicht.

»Oh, mein Gott!«

»Du musst jetzt sehr tapfer sein, Sheila.«

»Mein Gott, warum legst du mir eine so schwere Prüfung auf? Gib, dass das alles nur ein Irrtum ist. Gib, dass Bill noch lebt. Du darfst ihn mir nicht nehmen. Johnny und ich stehen ohne Halt in der Welt, wenn wir ihn nicht mehr haben. Das kannst du doch nicht wollen.« Langsam rutschten ihre Hände ab. Ihre Finger glitten über die bebenden Lippen.

»Nein, John, ich glaube nicht, dass Bill nicht mehr lebt. Ich glaube es einfach nicht.«

»Wir haben ihn vier Stunden lang gesucht, Sheila.«

»Aber ihr habt ihn nicht gefunden. Das berechtigt mich, zu hoffen.«

»Sheila…« setzte ich an.

Aber sie unterbrach mich: »Du bist doch Polizist, John. Ihr könnt keinem Verbrecher einen Mord anlasten, solange ihr die Leiche nicht vorweisen könnt. Und genauso kannst du nicht mit Sicherheit behaupten, Bill wäre tot, wenn ihr seine L…, O Gott, es ist alles so schrecklich, John. Bring mir Bill wieder.«

Ich nickte ernst. »Wenn er noch lebt, kriegst du ihn wieder, Sheila, das verspreche ich.« Ich würde alles daransetzen, um dieses Versprechen zu halten, das war ich Sheila, dem Jungen und nicht zuletzt auch unserem Freund Bill Conolly schuldig.

***

Als die Fangarme Bill Conolly packten, stieg in ihm das Grauen hoch.

Glitschig, saugend und schmatzend wanden sich die Schlangenarme um seinen Körper. Er drehte und wand sich. Er trat mit den Beinen um sich und schlug nach den Tentakeln, die sich um seine Brust gewickelt hatten.

Kraftvoll rissen sie ihn ins Wasser.

Er tauchte ein in das kalte Nass.

Die graue Brühe schlug über ihm zusammen.

Er setzte sich verzweifelt zur Wehr, doch je mehr er von dem Biest loskommen wollte, desto kräftiger drückte es zu. Es drohte ihm den Brustkorb zu zerquetschen.

Wie ein. Torpedo schoss er durch die finsteren Fluten. Zog das Ungeheuer ihn auf sein tödliches Maul zu? Bill riss die Augen weit auf.

Er wollte sehen, was passierte, aber es war kaum etwas zu erkennen.

Nur ein Wallen und Blubbern war rings um ihn, und weitere Tentakel bogen sich ihm entgegen, um ihn in Empfang zu nehmen. Ihn ekelte vor diesen kraftstrotzenden Armen, denen nicht einmal eine geweihte Silberkugel etwas anhaben konnte. Aber noch schlimmer als der Ekel war die Angst.

Der Tod stand ihm bevor.

Entweder würde ihn das Biest mit einem grausamen Biss töten, oder er würde ertrinken, denn lange konnte er ohne Sauerstoff nicht mehr leben.

Die Atemnot wurde akut.

Bill geriet in Panik.

Luft! Luft! schrie es in ihm. Aber der Krake zog ihn unerbittlich noch tiefer nach unten. Bills Gesicht verzerrte sich. Er wollte es nicht, aber er riss den Mund auf. Sofort stürzte nicht das Wasser in seinen Hals, und er rechnete damit, dass es ihn umbringen würde.

Bilder aus seinem Leben flirrten an ihm vorbei. Er befand sich bereits auf der Schwelle zwischen Wachsein und Bewusstlosigkeit. Noch sah er Gesichter. Sheila, Johnny, John Sinclair, Suko, Jane Collins, Shao…

Und dann wurde ihm schwarz vor den Augen.

Die namenlose Angst hatte ein Ende. Was weiter passierte, wusste Bill Conolly nicht mehr, und das war für ihn eine gnädige Wendung des Schicksals, das er besiegelt glaubte.

Doch er starb nicht.

Noch nicht.

Es war ihm gegönnt, die Augen wieder aufzuschlagen, er durfte noch eine Weile weiterleben. Seine Seelenqualen fanden eine schreckliche Fortsetzung. Es war düster um ihn herum.

Er sah feuchte Wände, und er spürte, dass er senkrecht in einer breiigen Masse steckte. Gefangen wie in einem Sumpf kam er sich vor. Er konnte Arme und Beine nicht bewegen, steckte bis zum Hals in

diesem zähen, stinkenden Schlamm und hatte festen Boden unter den Füßen.

Wo war er?

Wohin hatte ihn der Höllenkrake verschleppt?

Er vernahm ein leises, geisterhaftes Wispern und drehte den Kopf. Ein eisiger Schock fuhr ihm in die schmerzenden Glieder. Aus dem dunklen Grau des Schlammes ragten drei Köpfe.

Sie lebten. Sie bewegten die Augen und die Gesichter. »Er ist zu sich gekommen«, sagte der Kopf, der Bill am nächsten war.

»Einmal ist er schon fast gestorben. Er wird noch einmal sterben«, sagte der Kopf dahinter.

»Wie wir alle«, sagte der letzte Kopf. »Wer seid ihr?« fragte Bill Conolly.

»Opfer des Kraken wie Sie«, antwortete der erste Kopf. »Mein Name ist Edgar Coy.«

»Ich heiße Lloyd Miles«, sagte der zweite.

»Und ich Joel Wallace«, sagte der dritte.

»Bill Conolly«, nannte der Reporter seinen eigenen Namen. »Wie kommt ihr hierher?« wollte Bill wissen.

»Ich war mit meinem Motorboot auf der Themse unterwegs«, erzählte Edgar Coy. »Da fiel das Biest über mich her. Es zertrümmerte mit seinen Riesententakeln das Boot und riss mich in die Tiefe.«

»Ich war nicht auf dem Wasser«, berichtete Lloyd Miles. »Ich ging nur am Themseufer spazieren. Da schoss plötzlich ein Fangarm auf mich zu und riss mich in die Fluten.«

»Und ich habe geangelt«, sagte Joel Wallace. »Da fiel das Ungeheuer über mich her und zerrte mich ins Wasser. Ich dachte, es wäre aus mit mir. Aber ich kam wieder zu mir. Als ich die Augen aufschlug, steckte ich in diesem Schlamm. Coy und Miles waren schon da. Und auf welche Weise sind Sie hergekommen?«

Bill erzählte es den Männern, die wie er bis zum Hals in diesem klebrigen Schlamm steckten. Er berichtete auch von Oliver Owens Tod und wie die Leiche ausgesehen hatte.

»Das steht uns noch bevor«, knirschte Coy.

»Ja, wir sind Todeskandidaten«, sagte Miles.

»Warum hat der Krake uns nicht gleich umgebracht?« fragte Bill.

»Dieses grausame Monster hat sich einen Vorrat angelegt. Wenn er sich draußen auf der Themse niemanden mehr schnappen kann, weil die Leute es nicht mehr wagen, zu nahe an das Ufer heranzugehen, greift er auf uns zurück«, sagte Wallace.

Coy senkte den Blick. »Ich war als erster hier, und es waren außer mir noch zwei Männer da. Ich habe sie sterben sehen. Der Krake hat sie sich geholt. Einen nach dem andern. Er ist verdammt gefräßig. Ich musste mit ansehen, wie diese Männer starben. Es war entsetzlich.

Seither weiß ich, was mir bevorsteht, und ich habe so viel Angst wie nie zuvor in meinem Leben.«

»Hat einer von euch Ahnung, wo wir uns befinden?« fragte Bill.

»Irgendwo in einem abgelegenen Teil des Londoner Kanalsystems«, sagte Lloyd Miles.

Wallaces Miene verfinsterte sich. »Er ist in unserer Nähe, Leute. Ich fühle ihn. Er belauert uns. Er hat bestimmt schon wieder Hunger. Vielleicht wählt er in diesem Moment gerade einen von uns aus.«

»Hören Sie auf damit!« schrie Edgar Coy. »Ich kann das nicht hören!«

»Wir müssen den Tatsachen ins Auge gehen.«

»Unsere Lage ist schon schlimm genug. Müssen Sie meine Todesangst noch mehr anstacheln?«

»Wir sind verloren, das steht fest. Jeder von uns muss sich damit abfinden, und jeder muss damit rechnen, dass er das nächste Opfer der Bestie ist«, sagte Joel Wallace.

»Halten Sie den Mund! Verdammt noch mal, so halten Sie doch endlich den Mund!« schrie Coy. Seine Stimme hallte von den nassen Steinwänden wider. Danach war es still. Unheimlich still.

Irgendwo fielen Wassertropfen in unregelmäßigen Abständen in eine Pfütze. Bill Conolly versuchte seine Gefühle unter Kontrolle zu bringen.

Er bemühte sich, Herr der Lage zu werden. Irgendwie musste ihm das doch gelingen. Er konzentrierte sich und überdachte die Situation.

Der Krake hatte ihn sich geholt und hierher, in seine »Vorratskammer« gebracht. Sein Ende hatte dadurch einen kurzen Aufschub erhalten. War das eine Chance? Und war es nicht möglich, diese Chance zu nützen?

Er bemühte sich, wenigstens die Arme aus dem Schlamm zu bekommen, doch die Brühe schien schwarzmagisch angereichert zu sein, deshalb klebte sie so fest an ihm und an den anderen Gefangenen.

Er dachte an John Sinclair, seinen Freund, und daran, wie dieser sich in einer solchen Situation verhalten hätte. Aber konnte er sich mit John vergleichen?

Der Geisterjäger war besser ausgerüstet. Er war immerhin im Besitz des geweihten Silberkreuzes, in dem die Kräfte des Lichts wohnten, die den finsteren Mächten schon erhebliche Niederlagen bereitet hatten.

Mit Hilfe des Kreuzes wäre es John Sinclair sicherlich gelungen, sich aus diesem Schlamm zu befreien, und er hätte auch Coy, Miles und Wallace aus dieser sumpfigen Masse retten können.

Aber Bill Conolly besaß kein solches wertvolles Kruzifix. Wie also sollte er sich retten?

»Er kommt näher!« flüsterte Joel Wallace. Spannung lag auf seinen

Zügen. »Lautlos schiebt sich der Tod an uns heran. Wen von uns wird es erwischen?«

»Still!« keuchte Coy. »Seien Sie um Himmels willen still!«

Bills Nervenstränge strafften sich. Sein Herz schlug schneller. Er schaute sich beunruhigt um. Hatte Wallace Recht? kroch der Tod auf sie zu?

Welchem würde das Monster das Leben nehmen? Vier Männer standen ihm zur Auswahl…

Der Reporter merkte, wie sich der Schlamm bewegte. Etwas schob sich durch den klebrigen Brei.

Auf ihn zu?

An ihm vorbei?

Er wusste es nicht. Hoch oben schlug sein Herz nun im Hals. Er atmete heftig. Coy, Miles und Wallace befanden sich in derselben fatalen Lage.

Einen von ihnen würde es gleich erwischen, aber keiner wusste, für wen sich der Höllenkrake entschieden hatte.

Der dunkelgraue Brei wurde seitlich weggedrückt. Gleichzeitig spürte Bill Conolly, wie etwas an seinem Bein entlang strich. Ein Fangarm!

Du bist dran! schoss es ihm siedend heiß durch den Kopf. Die Bestie will dich. Sie hat sich für dich entschieden, wird dich vor den Augen der entsetzten anderen töten…

***

Das Polizeirevier war in einem alten Gebäude aus Backstein untergebracht, und Maxie Fisher, ein Penner, machte für gewöhnlich einen großen Bogen darum herum.

Für seinen Geschmack passierte es ohnedies viel zu oft, dass man ihn zwang, unfreiwillig einen oder mehrere Tage darin zu verbringen. Wurde irgendwo ein Fahrrad geklaut oder einem kleinen Kind der Schnuller gestohlen, dann holten sich die Bullen zuerst immer Maxie Fisher, obwohl er mit Sicherheit nichts angestellt hatte, aber das war für sie eben so bequem.

Maxie Fisher wehrte sich niemals.

Maxie war leicht zu erwischen. Maxie Fisher beschwerte sich nicht, wenn man ihn vorübergehend einlochte.

Jedermann im Polizeirevier kannte ihn. Als er an diesem Tag freiwillig ankam, fragte der Sergeant ihn: »Sag mal, Maxie, bist du krank?«

»Weiß ich nicht, ich gehe ja zu keinem Arzt«, erwiderte der Penner schulterzuckend. Er war klein, mickrig, mager. Bartstoppeln wucherten an seinen Wangen. Er hatte Plattfüße und trug Schuhe, die vor dem Ersten Weltkrieg schon alt gewesen waren.

»Du musst krank sein«, sagte der Sergeant amüsiert. »Wie würde es

dir sonst in den Sinn kommen, freiwillig zu uns zu kommen, wo du doch immer behauptest, wir würden dich so schlecht behandeln.«

»Das stimmt auch. Wie den letzten Dreck behandelt ihr mich immer. Das bin ich zwar, aber müsst ihr mich das fühlen lassen?«

»Wir werden uns bessern, Maxie. Ich verspreche es dir. Wenn wir dich das nächste Mal zu uns holen, rollen wir 'nen roten Teppich für dich aus. Würde dir das gefallen? Du würdest natürlich auch eine von Inspektor Hodges' Zigarren kriegen.«

»Ja, ja, machen Sie sich nur lustig über mich. Immer geht ihr auf die Kleinen los.«

»So ist's nun mal auf der Welt, Maxie. Wir beide können das nicht ändern. Sag mir, was du auf dem Herzen hast.«

»Ich möchte mit Inspektor Hodges sprechen.«

»Ich fürchte, der hat jetzt keine Zeit für dich.«

»Es ist aber wichtig.«

Der Sergeant musterte Maxie Fisher mit einem mitleidigen Blick. Was ein Penner für wichtig ansah, musste für die übrige Menschheit noch lange nicht von Bedeutung sein. Penner leben im Allgemeinen an der menschlichen Gesellschaft vorbei.

Manchmal mit einer Sturheit, die geradezu aufreizend wirkt und diese Sorte von Leuten nicht immer sonderlich sympathisch erscheinen lässt.

»Was hast du dem Inspektor denn so wichtiges zu erzählen, Maxie?« wollte der Sergeant wissen.

»Ich lasse mich von Ihnen nicht abwimmeln. Was ich zu melden habe, sage ich nur dem Inspektor selbst.«

»Dann setz dich erst mal«, sagte der Beamte verstimmt und wies auf eine Holzbank.

Maxie Fisher nahm Platz. Der Sergeant vergaß ihn, widmete sich wieder seiner Arbeit, die er unterbrochen hatte, als der Penner eingetreten war.

Fünfzehn Minuten wartete Maxie Fisher.

Der Beamte traf keine Anstalten, den Inspektor zu informieren, dass jemand ihn sprechen wollte. Da beschloss der Penner, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Das Telefon läutete. Der Sergeant hob ab und wandte Maxie den Rücken zu. Auf einen solchen Augenblick hatte der Penner gewartet. Er erhob sich unbemerkt, schlich an dem Beamten vorbei und stahl sich zum Großraumbüro im ersten Stock hoch. Hier wurde emsig gearbeitet.

Das Auftauchen des Höllenkraken hatte die Polizei in Alarm versetzt.

Männer dieses Reviers waren dabei gewesen und hatten mit eigenen Augen gesehen, wie Bill Conolly aus dem Boot der Wasserpolizei gerissen worden war.

Dieses Erlebnis saß ihnen noch allen tief in den Knochen.

Inspektor Hodges, ein Gentleman der alten englischen Schule, mit der unvermeidlichen Zigarre im Mund, trat aus seinem Office.

»Inspektor!« rief Maxie Fisher. »Inspektor! Ich habe etwas zu melden!«

»Tut mir leid, Maxie, ich habe jetzt keine Zeit für dich!«

Der Penner eilte auf den Inspektor zu. »Sie müssen mich anhören.«

»Wie bist du überhaupt hochgekommen?«

»Der Sergeant wollte mich nicht vorbeilassen…«

»Und wieso bist du nun trotzdem hier?«

Maxie Fisher grinste. »Er hat nicht gut genug aufgepasst, Inspektor. Ich hoffe aber, er kriegt meinetwegen keinen Ärger, sonst lässt er mich das bei der nächsten Gelegenheit spüren.«

»Na schön, wenn du schon mal da bist, will ich dich anhören«, sagte Inspektor Hodges. »Aber fasse dich kurz.«

»Ich habe ein Ungeheuer gesehen, Inspektor.«

Hodges riss seine Zigarre aus dem Mund und starrte den Penner entgeistert an. »Du hast was?«

»Ein Riesending. Mit acht Armen. Groß. Grau. Scheußlich. Ich hab's gesehen.«

»Wo?« fragte Inspektor Hodges wie aus der Pistole geschossen.

»Es kroch in einen alten Kanal.«

»Wo?« fragte Inspektor Hodges noch einmal. Er packte den Penner blitzschnell. Seine Finger krallten sich in Maxie Fishers schäbiges Jackett. Für gewöhnlich faßte er den Penner nicht an. Maxie roch ihm zu streng, doch daran stieß er sich nun nicht.

Er zerrte den Penner zum Stadtplan, der an der Wand hing. »Zeig mir genau, wo du das Ungeheuer gesehen hast, Maxie.«

Maxie Fisher stieß mit dem schmutzigen Finger auf die richtige Stelle.

»Hier. Es war genau hier, Inspektor.«

***

Nachdem es am Themseufer an Sensationen nichts mehr zu holen gab und John Sinclair mit seinem chinesischen Freund Suko gebrochen abgefahren war, versuchte Milford Raffin, der Reporter, mehr Fleisch an das Gerippe seiner Story zu bekommen.

Deshalb suchte er jenes Polizeirevier auf, in dem sich auch Maxie Fisher blicken ließ, um seine sensationelle Meldung zu erstatten. Raffin sprach mit diesem und jenem Beamten, und er hielt sich zur selben Zeit im Großraumbüro auf, wo Maxie Fisher dem Inspektor auf dem Stadtplan die Stelle zeigte, an der er das Ungeheuer gesehen hatte.

Milford Raffin handelte sofort. Ein Mann kann beweglicher sein, als

ein ganzer Polizeiapparat. Diesen Vorteil machte sich der Reporter zunutze.

Bis die Polizeimaschinerie in Schwung kam, konnte er schon einen unbezahlbaren Vorsprung haben.

Ihm würde die sensationellste Reportage seines Lebens gelingen, und er würde die Story diesmal nicht einmal aufzubauschen brauchen. Sie war schon haarsträubend genug.

Ein Ungeheuer in London!

Und er, Milford Raffin, würde der einzige Reporter sein, der davon hautnah berichtete. Die ganze Welt würde ihm die Story aus den Händen reißen. Er würde mit einem Schlag bekannt sein und eine Menge Geld kassieren.

Während er hastig das Polizeirevier verließ und sich in seinen Wagen setzte, spann er seine Gedanken weiter. Vielleicht würde sich auch der Film für diese Sensation interessieren. Wenn es, ihm gelang, auch mit diesen Leuten ins Geschäft zu kommen, hatte er ausgesorgt.

Deshalb lohnte es sich, jedes Risiko einzugehen.

Nur wer wagt, gewinnt.

Raffin knüppelte seinen Wagen durch die Stadt. Er erreichte die Themse, stoppte sein Fahrzeug, stieg aus und hastete das schräge Ufer hinunter. Rechts war die riesige gemauerte Einmündung des Kanals zu sehen. Darauf eilte Milford Raffin zu.

Jetzt baumelte eine größere Kamera mit Elektronenblitz vor seiner Brust.

Wenn es ihm gelang, von dem Ungeheuer ein paar gestochen scharfe Aufnahmen zu schießen, würden ihm die Agenturen die Bilder aus den Händen reißen. In ihm erwachte so etwas wie ein Jagdfieber.

Er wollte allen seinen Kollegen, die ihn belachten oder mieden, beweisen, was er zu leisten imstande war und was für Nieten diese arroganten Idioten im Grunde genommen doch waren.

Der Reporter kletterte über eine Eisenleiter nach unten. Ein schmaler Betonsteg führte neben dem Wasser in das Innere des Kanalstollens.

Raffin hakte seine Stablampe vom Gürtel los. Sobald die Sicht schlechter wurde, knipste er sie an. Der Lichtkegel tanzte vor ihm her.

Treibholz schaukelte auf dem Wasser. Ratten nahmen fiepend Reißaus.

Milford Raffin ging zielstrebig seinen Weg. Er hatte das untrügliche Gefühl, dem Monster auf der Spur zu sein.

Irgendwo in diesem verästelten Kanalstollengewirr unter Londons Straßen hatte sich das Ungeheuer, über dessen Herkunft sich niemand im Klaren war, verkrochen.

Es musste ihm gelingen, die Bestie aufzustöbern, und er war zuversichtlich, dass er das auch schaffen würde.

***

Aus! dachte Bill Conolly. Er rechnete damit, dass das Untier gleich seine mörderischen Tentakel um ihn schlingen und ihn auf eine entsetzliche Weise töten würde.

Er schloss mit seinem Leben zum zweiten Mal ab. Es war ein scheußliches Gefühl, das er seinem ärgsten Feind nicht wünschte.

Doch plötzlich zuckte der Fangarm des Ungeheuers zurück. Deutlich spürte Bill, wie der Tentakel zurück gezogen wurde. Warum? Hatte es sich das Monster anders überlegt?

Hatte es sich für jemand anders entschieden? Für Edgar Coy? Für Lloyd Miles? Für Joel Wallace? Oder wollte es ihn nur noch mehr quälen?

Bills Blut brauste in seinem Kopf. Seine Spannung wurde unerträglich. Er verhielt sich vollkommen still. Auch Coy, Miles und Wallace wagten nicht, etwas zu sagen.

Der Tod hing wie ein Damoklesschwert über ihren Köpfen. Jederzeit konnte es herabfallen und einen von ihnen treffen. Die breiige Masse beruhigte sich wieder.

»Was hat das zu bedeuten?« flüsterte Wallace. »Er war doch soeben da.«

»Ja, sein Fangarm hat mich berührt«, sagte Bill gepresst.

»Wieso zieht er sich wieder zurück?«

»Wir sollten froh darüber sein«, sagte Edgar Coy leise.

»Verdammt, das bin ich aber nicht!«, blaffte Joel Wallace. »Wenn es schon sein muss, dann möchte ich es so schnell wie möglich hinter mich bringen. Dieses Warten macht mich fertig.«

»Solange wir leben, besteht noch eine kleine Hoffnung für uns«, flüsterte Coy.

»Reden Sie sich diesen Unsinn nicht ein.«

»Lassen Sie ihn doch«, warf Bill Conolly ein. »Es ist ein Strohhalm, an den er sich klammert.«

»Denken Sie denn, dass Sie noch eine Chance haben?« fragte Wallace den Reporter direkt.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte dieser ausweichend.

»Pst!« machte plötzlich Miles.

Sie verstummten alle sofort und hörten Schritte. Heilige Madonna, da kam ein Mensch! Jemand, der sie unter Umständen retten konnte.

Jemand aber auch, der sich in großer Gefahr befand. Jetzt war ihnen allen klar, weshalb der Krake von ihnen abgelassen hatte.

Das Monster hatte die Nähe dieses Menschen gewittert, und nun war es garantiert auf dem Weg zu ihm, um ihn sich zu holen.

Die Person war in Lebensgefahr!

»Hilfe!« schrien Miles und Coy. »Hiiilfeee!« Sie schrien immer lauter.

Joe Wallace schüttelte den Kopf und brummte: »Es hat keinen Zweck. Uns kann keiner mehr helfen. Wir sind verloren. Es ist nur noch eine

Frage der Zeit, bis wir sterben müssen.«

»Hilfe!« brüllten Coy und Miles wieder.

Und auch Bill Conolly schrie. Aber nicht um Hilfe. Er rief der Person, die sich in den Kanalstollen gewagt hatte, eine Warnung zu. Mächtig musste er sich anstrengen, um Coy und Miles zu überschreien.

»Vorsicht!« schrie Bill. »Kommen Sie nicht näher! Ihr Leben ist in Gefahr! Wir werden von einem Riesenkraken gefangen gehalten! Er befindet sich auf dem Weg zu Ihnen! Fliehen Sie, sonst wird er Sie töten!«

»Sind Sie wahnsinnig, Conolly?« brüllte Edgar Coy. »Wie können Sie dem Mann zur Flucht raten?«

»Wollen Sie, dass er stirbt?« gab Bill zurück.

»Ich will, dass er mir hilft.«

»Sie wissen so gut wie wir alle, dass er dazu nicht in der Lage ist. Uns kann nur ein Mann helfen, und das ist John Sinclair von Scotland Yard.«

»Bis der hier eintrifft, sind wir alle tot!« schrie Coy.

Bill Conolly beachtete ihn nicht weiter. Er rief dem Mann, dessen Schritte sie vernommen hatten, zu, er solle schleunigst den Kanalstollen verlassen und Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard informieren. »Kehren Sie um!« schrie Bill abschließend. »Setzen Sie Ihr Leben nicht aufs Spiel! Sie sind unsere einzige Hoffnung! Wenn der Krake Sie erwischt, sind wir verloren!«

***

Milford Raffin schlich durch den Stollen. Zwei Gabelungen hatte er bereits hinter sich, und er hoffte, sich für die richtige Richtung entschieden zu haben. Er verließ sich dabei ganz auf sein Gefühl.

Er blieb kurz stehen, um sich zu orientieren. Er blickte nach oben und versuchte sich vorzustellen, wie viele Straßen weit er schon gekommen war. Ein leises Geräusch ließ ihn zusammenzucken.

Was war das gewesen?

Er richtete den Lichtkegel seiner Stablampe nach vorn. Nichts, was ihn hätte beunruhigen müssen, war zu sehen. Er ging weiter. Hart klopften seine Schuhabsätze auf den Betonboden. Jeder Schritt war von einem Hallen begleitet, das sich nach beiden Richtungen entfernte und in den Stollen versickerte.

Der Kanal krümmte sich.

Wiederum musste sich Raffin zwischen zwei Stollen entscheiden. Er wählte den rechten. Kaum hatte er ihn betreten, da gellten Schreie auf.

»Hilfe!« schrie jemand. Mindestens zwei mussten das sein. »Hiiilfeee!«

Das war ein Ding.

Opfer des Kraken!
Milford Raffin war begeistert. Wenn er seine Story bloß aufgebauscht hätte, wäre ihm eine so tolle Handlungswendung nicht eingefallen.
Die Realität war noch besser im Erfinden von Sensationen als er.
Da war plötzlich noch eine andere Stimme, die die beiden Hilferufer überschrie. Dieser Mann riet ihm, zu fliehen, der Krake befände sich auf dem Weg zu ihm.
Der Mann verlangte von ihm, er solle Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard informieren.
Fällt mir nicht im Traum ein! dachte Raffin. Wenn er jetzt das Weite suchte, war seine Superstory gestorben. Wenn erst mal Sinclair hier aufkreuzte, würde für ihn, Raffin, kein Platz mehr sein.
Nein, diesen Fall gab er nicht mehr aus der Hand. Es war ihm gelungen, sich näher als alle anderen an das Ungeheuer heranzutasten. Davon wollte er nun auch profitieren.
Er glaubte, eine Bewegung wahrzunehmen.
War es der Krake?
Er richtete seine Lampe nach vorn. Tatsächlich. Da schob sich etwas durch den Stollen. Ein riesiges, unförmiges Wesen. Der Stollen war groß, aber das Ungeheuer hatte kaum Platz darin.
Seine Tentakel waren wie nervöse Riesenschlangen ständig in Bewegung. Ab und zu klatschte einer der Arme ins Wasser. Milford Raffin war überwältigt. Er wich keinen Schritt zurück.
Das war sie, seine Sensation des Lebens. Von so etwas konnte jeder Reporter nur träumen. Selten war es einem gegönnt, so etwas zu erleben und für die Menschheit der ganzen Welt aus nächster Nähe im Bild festzuhalten.
Das ist die größte Chance deines Lebens! dachte Raffin aufgewühlt.
Nütze sie!
Er ließ das Ungeheuer noch näher an sich herankommen.
Seltsamerweise hatte er keine Angst vor dem Monster. Er dachte keine Sekunde daran, dass sein Leben nur noch an einem seidenen Faden hing.
Er dachte nur an die Bilder, die um die Welt gehen würden.
Aufgenommen von Milford Raffin, dem mutigsten Reporter der Gegenwart!
Das nagelte ihn auf der Stelle fest und ließ ihn die Gefahr ignorieren. Mit schussbereiter Kamera wartete er noch wenige Sekunden. Er beobachtete das Untier durch den Sucher.
Quallenartig glitt es heran. Sein Körper schleifte an der Rundmauer des Stollens. Zwei Fangarme hoben sich, legten sich an die Stollenwand und krochen daran entlang.
Raffin sah die riesigen Augen des Ungeheuers. Ihm war bekannt, dass Kraken die höchstentwickelten wirbellosen Tiere damit ein scharfes

und farbiges Bild sehen konnten. Sie konnten durch Veränderung des Druckes in den Augen akkomodieren und somit ihre Beute in verschiedenen Entfernungen optisch klar ausmachen. Das optische Reaktionsvermögen von Kraken war fast so schnell wie das von Wirbeltieren.

Der Reporter war davon überzeugt, dass es sich bei diesem Riesenexemplar genauso verhielt.

Er drückte auf den Auslöser.

Das grelle Blitzlicht flammte auf.

Das Monster zuckte zurück, verharrte einen Augenblick reglos. Wenn sich in Raffin unterschwellig Angst befunden hatte, dann war diese nun wie weggeblasen. Er brauchte dieses Tier nicht zu fürchten. Er hatte eine Waffe gegen das Monster: sein Blitzgerät. Damit konnte er es verscheuchen.

Das gab ihm Auftrieb.

Er ging näher an das gefährliche Ungeheuer heran.

Wieder flammte ein Blitz auf. Abermals zuckte das Ungeheuer zurück.

Beim dritten Blitz schien sich das Wesen jedoch an die plötzlich auftretende grelle Lichtflut gewöhnt zu haben. Es wich keinen Zoll mehr zurück, sondern spreizte seine Tentakel ab und ging zum Angriff über.

Raffin fotografierte wie irr.

Sein Eifer war schon sträflicher Leichtsinn. Das musste sich einfach rächen. Und es rächte sich auch. Der Krake schlug nach dem Reporter.

Wie Peitschen zuckten zwei Fangarme waagrecht durch den Stollen.

Sie trafen Milford Raffin und warfen ihn gegen die Wand. Er knipste wieder. Diesmal in der Hoffnung, das Blitzlicht würde das Monster verjagen, doch nun machte das Blitzen dem Kraken nichts mehr aus. Es reizte ihn, machte ihn rasend.

Ein weiterer Hieb traf den Reporter so schmerzhaft, dass er zur Vernunft kam. Endlich begriff er, dass sein Heil nur in einer überstürzten Flucht lag. Doch nun wollte der Krake ihn nicht mehr entkommen lassen.

Milford Raffin kreiselte herum. Er hetzte los.

Aber er kam nicht weit.

Zwei Schritte. Ein dritter. Dann schnellte ein Tentakel rechts an ihm vorbei, krümmte sich vor ihm wie ein Haken, zuckte zurück und riss ihn zu Boden. Hart schlug er auf dem Beton auf. Er rollte herum, kam auf dem Rücken zu liegen. Nie hätte er dem Ungeheuer eine solche Schnelligkeit zugetraut. Er brauchte einen Sekundenbruchteil, um sich zu sammeln.

Da war das Ungeheuer schon über ihm.

Es stand auf seinen ausgestreckten Tentakeln. Wie acht Stelzen sahen

sie in diesem Moment aus, an der Innenseite mit diesen gezähnten Saugnäpfen versehen. Doch damit ließ der Krake den Reporter in Ruhe.

Er wollte ihm mit einem grausamen Biss das Leben nehmen.

Milford Raffin hatte die Armtrichter des Ungeheuers genau über sich. In der Mitte dieses Trichters befand sich die Mundöffnung des Kraken, die zwischen zwei spitzen, chitinigen Kiefern mündete.

Diese, zusammen wie ein Papageienschnabel aussehenden und funktionierenden Ober- und Unterkiefer waren bei der Zerstückelung der Beute von großer Wirksamkeit.

Und dieses Maul senkte sich nun langsam auf Milford Raffin herab.

Seine Augen weiteten sich in panischem Entsetzen. »Nein!« brüllte er. »Nein! Neeeiiiin!«

Aber alles Schreien half ihm nichts. Er war dem Tod geweiht…

***

Sheila Conolly bat mich, ihrem Jungen gegenüber nichts von Bills Schicksal zu erwähnen. Sie wollte ihm diesen Schock ersparen. Wenn Bill wirklich tot war, würde sie es dem Kleinen noch früh genug sagen.

Wenn Bill jedoch noch lebte, dann wäre ein solcher Schock nicht gerechtfertigt gewesen.

Ich begab mich zu ihm auf sein Zimmer, um mein Versprechen, das ich ihm gegeben hatte, einzulösen. Obwohl ich keine Zeit hatte. Aber man kann Kinder schwer enttäuschen, wenn man ihnen etwas verspricht und es dann nicht hält. Johnny setzte sich sofort auf meine Knie und wollte von mir eine Geschichte hören.

Es gelang mir, sein Einverständnis zu erhalten, die Geschichte ein andermal erzählen zu dürfen. Er präsentierte mir voller Stolz sein neuestes Spielzeug, und als ich mich erhob, blickte er mich traurig an.

»Musst du schon gehen, Onkel John?«

»Ja, leider, mein Junge. Ich würde gern länger bleiben. Aber ich habe im Moment viel zu tun. Was hältst du davon, wenn ich dich kommenden Sonntag besuche, und du darfst bestimmen, was mit dem Tag geschehen soll?«

»Darf ich das wirklich?«

»Hat Onkel John schon mal nicht Wort gehalten?«

»Nein.«

»Na siehst du. Ist das abgemacht?«

»Au, fein.«

»Dann schlag ein.« Ich streckte ihm meine Hand hin, er legte sein kleines Patschhändchen hinein und versuchte Mannhaft zuzudrücken.

Ich streichelte seinen Haarschopf. »Also bis Sonntag«, sagte ich und ging.

Suko erwartete mich ungeduldig. Wir verabschiedeten uns von

Sheila, die tapfer gegen ihre Tränen ankämpfte. Ihr Optimismus war ansteckend. Ich merkte, dass auch ich nicht mehr so richtig glauben konnte, Bill wäre tot. Wir hatten seine Leiche nicht gefunden. Sheila Conolly wertete das als gutes Zeichen, und ich war nur zu gern bereit, mich diesbezüglich auf ihre Seite zu schlagen.

Wir fuhren zum Yard.

Glenda Perkins, meine schwarzhaarige Sekretärin, sah uns ernst an.

»Was ist mit Bill Conolly?«

»Ich wollte, ich wüsste es«, seufzte ich.

»Man hat ihn nicht gefunden?«

»Nein.«

»Dann lebt er vielleicht noch.«

»Das hoffen wir«, sagte ich.

»Der Chef möchte Sie sprechen«, sagte Glenda.

»Danke.« Ich wandte mich an Suko und schickte ihn in mein Büro.

»Warte auf mich. Ich bin bald wieder zurück.«

»Soll ich dich nicht lieber zum Alten begleiten?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht nötig. Ich werde schon mit ihm fertig.«

»Soll ich Kaffee kochen?« fragte Glenda. Sie kochte fantastischen Kaffee.

»Ja«, erwiderte ich »Aber lassen Sie ihn nicht anbrennen.« Jetzt erst fiel mir auf, dass sie ein neues Kleid trug. Es sah oben wie ein weißes TShirt aus und war unten rot, mit weißen Tupfen. »Passt dir großartig, Mädchen«, sagte ich.

»Ein Wunder, dass Ihnen das bei all der Hektik überhaupt noch auffällt«, sagte Glenda. Sie hatte viel für mich übrig. Und ich mochte sie auch.

Aber da war noch Jane Collins, und beide bekam ich nicht in die Reihe.

Ich begab mich zu Sir James. Er war übler Laune. »Wo haben Sie gesteckt? Seit einer Stunde warte ich bereits auf Ihren Bericht!«

»Ich war bei Sheila Conolly. Wenn ihr schon jemand die bittere Pille zu schlucken geben musste, dann wollte ich das sein, Sir.«

Er brummte. Das sollte eine Zustimmung sein. »Darf ich jetzt endlich Ihren Bericht hören?«

Ich legte sofort damit los, und als ich der Hoffnung Ausdruck verlieh, Bill Conolly könnte noch am Leben sein, da winkte der Superintendent mürrisch ab und sagte: »Das ist eine reine Spekulation.«

»Das gebe ich zu, aber…«

»Ein Polizeibeamter hat sich an Tatsachen zu halten.«

»Das weiß ich, Sir. Dennoch werde ich die Hoffnung nicht so schnell aufgeben, dass Bill Conolly noch lebt.«

»Das ist Ihre Privatsache. Was gedenken Sie gegen dieses Monster zu

unternehmen? Allmählich spielt die Stadt verrückt. Die Nachricht, dass ein Ungeheuer in der Themse aufgetaucht ist, hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Bei uns klingeln pausenlos die Telefone. Höchste Stellen rufen mich an und fragen, was wir zu unternehmen gedenken, und ich sitze hier und kann keine Auskunft geben, weil ich nicht weiß, wo sich Oberinspektor John Sinclair befindet, der Mann, dem es vielleicht gelingen kann, mit dem Monster fertig zu werden. Können Sie sich vorstellen, wie mir zumute ist?«

»Ja, Sir, das kann ich.«

»Dann erwarte ich endlich einen konstruktiven Vorschlag von Ihnen.«

»Ich habe die Spur des Monsters verloren, Sir. Sobald ich sie wiedergefunden habe, werde ich das Ungeheuer angreifen.«

Sir James Powell blickte mich durch seine dicken Brillengläser enttäuscht an. »Ist das alles?«

»Für den Augenblick ja. Ich kann leider noch nicht hexen, Sir, aber vielleicht bringt mir das auch noch mal jemand bei. Darf ich jetzt gehen?«

»Ja«, knurrte der Superintendent. »Und was sage ich den Leuten, die mich anrufen?«

»Lassen Sie sie von Ihrer Sekretärin abwimmeln, wenn Sie nicht lügen wollen.«

»Die Unterhausabgeordneten? Den Bürgermeister? Abwimmeln? Menschenskind, wie stellen Sie sich das denn vor?«

»Es tut mir leid für Sie, dass ich noch keine Wunder vollbringen kann, Sir«, erwiderte ich und verließ das Büro meines Chefs. Er hatte seine Worte sicher nicht so gemeint, das wusste ich.

Erst der Duft des Kaffees, der mich empfing, als ich mein Büro betrat, stimmte mich wieder versöhnlich.

»Wir war's?« wollte Suko wissen.

»Gewitterstimmung.«

»Hat auch der Blitz eingeschlagen?«

»Das nicht.«

»Ich hoffe, du bist deinem Chef nichts schuldig geblieben.«

»Darauf kannst du dich verlassen. Ich bin nicht auf den Mund gefallen und auch nicht auf den Kopf«

Wir hatten kaum Zeit, unseren Kaffee zu trinken. Dann kam der Anruf von Inspektor Hodges.

»Was gibt's, Inspektor?« fragte ich.

»Bei uns hat sich ein Penner namens Maxie Fisher gemeldet. Ein alter Kunde von uns. Er behauptet, ein Ungeheuer gesehen zu haben. Ich dachte, das würde Sie interessieren.«

»Und wie mich das interessiert!« rief ich. Ich war elektrisiert, wollte begierig mehr erfahren, stellte eine Menge Fragen, bekam erschöpfende Antworten, knallte den Hörer in die Gabel und sagte zu

meinem chinesischen Freund und Kampfgefährten: »Komm, Suko. Es geht in die nächste Runde!«

***

Wir stiegen da in den Kanal ein, wo auch Milford Raffin - das wussten wir zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht - eingestiegen war. Wir waren mit Stablampen bestückt, Suko hielt die Dämonenpeitsche in seiner rechten Hand, und ich hoffte, mit meinem Kreuz das Untier so schwächen zu können, um mit mehreren geweihten Silbergeschossen punkten zu können.

Sobald wir den Kanalstollen betraten, öffnete ich mein Hemd und legte mein Kruzifix frei. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.

Es stank nach fauligen Abfällen und all den Abwässern, die eine Großstadt verlassen. »Dass es Menschen gibt, die sich hier unten freiwillig aufhalten, ist mir unverständlich«, sagte Suko.

»Mir auch«, gab ich zurück.

Wir gingen hintereinander. Suko war dicht hinter mir. Er schaute nicht nur nach vorn, sondern warf in regelmäßigen Zeitabständen auch einen Blick über die Schulter zurück. Er war das »Auge« in meinem Hinterkopf.

Wenn uns von hinten Gefahr gedroht hätte, hätte der Chinese das rechtzeitig mitbekommen.

Obwohl es sehr anstrengend ist, ständig auf der Hut zu sein, leisteten wir es uns nicht, auch nur eine einzige Sekunde lang unachtsam zu sein, denn wir hatten es mit einem heimtückischen, äußerst gefährlichen Gegner zu tun.

Irgendwo in der Düsternis der Stollen lauerte das Unheil.

Ein Krake, geschaffen von der Hölle, um in London Angst und Schrecken zu verbreiten, um Menschen zu töten und deren Angehörige in die Verzweiflung zu treiben.

Das waren die grausamen Spielregeln des Bösen, die uns immer wieder diktiert wurden, denen wir uns jedoch nicht zu beugen beabsichtigten.

Wir waren entschlossen, dagegen anzukämpfen. Immer und überall.

Denn man muss der Hölle Paroli bieten, sonst überflutet sie eines Tages die Welt.

Vor der ersten Stollengabelung blieb ich stehen. »Welche Richtung?« fragte ich. Es war eine rhetorische Frage, auf die ich eigentlich keine Antwort haben wollte.

Wie hätte Suko wissen sollen, welchen Stollen wir wählen sollten?

»Vielleicht sollten wir uns trennen«, meinte der Chinese.

»Und was machst du bei der nächsten Gabelung?«

»Das wird sich herausstellen.«

»Na schön. Welchen Stollen nimmst du?«

»Den, in dem sich der Krake versteckt hält«, erwiderte Suko.
»Darm nehme ich den anderen.«
»Es wird dir nichts anderes übrigbleiben.«
»Pass auf dich auf!« riet ich meinem Freund. »Einen Typ wie dich findet man nicht alle Tage. Du würdest mir fehlen.«
»Du mir auch.«
»Ich bin ja nicht in Gefahr, wenn sich der Krake in deinem Stollen verkrochen hat«, sagte ich und marschierte weiter, hoffend, dass sich das Untier in meinem Stollen befand.
Es war ein mieses Gefühl, allein zu sein. Suko erging es bestimmt genauso. Aber diese Vorgangsweise hatte sich in der Vergangenheit oft bewährt. Wenn jeder für sich allein suchte, kamen wir rascher ans Ziel.
Ich tastete mich etwa fünfzig Yards vorwärts. Innerlich war ich total auf Abwehr eingestellt. Meine Nerven waren so straff wie Klaviersaiten gespannt. Man hätte eine Melodie darauf zupfen können.
Schweißperlen traten mir auf die Stirn, obwohl es kühl war, aber ich hatte fortwährend das Bild vor Augen, wie Bill Conolly von dem Kraken aus unserem Boot gerissen worden war.
Wenn Bill wirklich noch lebte, grenzte das an ein Wunder. Ich sah ihn vor meinem geistigen Auge in der Themse versinken, und mir schnürte es die Kehle zu. Sollte Bill mehr Glück gehabt haben als Oliver Owen?
Warum?
Ich schüttelte den Kopf und versuchte auf diese Weise meine furchtbaren Gedanken, die mich quälten, loszuwerden. Aber sie blieben.
Das Licht meiner Lampe glitt über die nassen Wände des Stollens.
Es gab darin ab und zu Nischen und Ausnehmungen sowie Querverbindungen zu anderen Gängen. Vielleicht bildete ich es mir nur ein, aber ich hatte das Gefühl, belauert zu werden.
War das Ungeheuer in meiner Nähe? Hatte es sich auf den Angriff bereits vorbereitet? Ich presste die Lippen fest aufeinander und schritt den Stollen weiter entschlossen entlang.
Plötzlich ein Schrei, der mir durch Mark und Bein ging. Grauenvoll. Er schien von überallher auf mich einzustürzen. Ich war starr vor Entsetzen.
»Suko!« schrie ich in größter Sorge, und dann hetzte ich den Stollen zurück.

***

Der Chinese ließ sich Zeit. Er wollte in keine Falle des Kraken tappen.
Lieber kam er nicht so schnell, dafür aber sicher vorwärts. Seine

Finger umschlossen den röhrenförmigen Griff der Dämonenpeitsche. In ihm befanden sich die drei Riemen, die hervorschnellten, sobald Suko den Griff nach unten hielt und damit einen Kreis beschrieb.

Diese starke magische Waffe hatte einst Myxin, dem Magier, gehört.

Damals hatte der kleine Dämon mit der grün schillernden Haut noch auf der Seite des Bösen gestanden.

Heute war das anders. Heute hatte sich Myxin auf die Seite des Guten geschlagen und das Sinclair-Team bei seinen Kämpfen gegen das Böse schon oft unterstützt.

Suko blieb stehen. Er vermeinte, ein Geräusch zu hören, aber es war nur das harmlose Plätschern des träge vorbei fließenden Abwassers. Er setzte seinen Weg fort. In jeden Winkel, jede Nische leuchtete er gewissenhaft mit seiner Lampe.

Der Höllenkrake sollte ihn unter gar keinen Umständen überraschen.

Verdammt, wo steckte das Biest? Befand es sich etwa doch in John Sinclairs Stollen? Suko hätte das sehr bedauert, denn er wollte ausprobieren, welche Wirkung die Dämonenpeitsche auf das Ungeheuer hatte. Vielleicht eine vernichtende. Das wäre fast zu schön gewesen, um wahr zu sein.

Abermals eine Gabelung.

Jetzt musste sich der Chinese entscheiden.

Er traf seine Wahl, und plötzlich spürte er eine Konzentration des Bösen, die sich unweit von ihm entfernt aufgebaut hatte. Sie traf ihn mit großer Wucht und weckte Furcht in ihm, die er jedoch sofort niederkämpfte.

Statt zu fliehen, stürmte er vorwärts, und in der nächsten Sekunde gellte in dem Stollen vor ihm der Todesschrei eines Menschen auf…

***

Ich dachte, Suko hätte diesen markerschütternden Schrei ausgestoßen.

Mich überlief es eiskalt. Ich vermutete, dass der Chinese an den Kraken geraten war und von diesem attackiert wurde.

Ich rannte, so schnell ich konnte. Ich musste Suko zu Hilfe eilen.

Hoffentlich kam ich nicht zu spät. Der Schrei hatte so entsetzlich geklungen, dass ich das schlimmste befürchten musste.

Mit langen Sätzen lief ich durch den Stollen.

Endlich erreichte ich die Gabelung, wo wir uns getrennt hatten. Sofort schlug ich die, andere Richtung ein. »Suko!« schrie ich, aber ich erhielt keine Antwort.

Das machte mich konfus. Sollte mich dieser verdammte Fall auch noch einen zweiten Freund kosten? Sollte ich auch noch nach Bill Conolly Suko verlieren?

Mir rann der Schweiß über das Gesicht. Wütend hetzte ich durch

Sukos Stollen. Herrgott noch mal, dieser Krake machte mich fertig. War ihm denn nicht beizukommen?

Ich übersprang Pfützen, glitt auf einem schleimigen Etwas aus, ruderte mit den Armen durch die Luft, verdrehte meinen Körper, um nicht zu stürzen. Eine unmögliche Figur machte ich, aber ich blieb auf den Beinen, konnte jedoch nicht verhindern, dass ich hart gegen die Rundmauer knallte.

Ich rannte weiter. Suko! Ich musste Suko beistehen!

Wenn ihm überhaupt noch zu helfen war…

Dieser Gedanke peitschte mich noch schneller vorwärts. Ich schenkte mir nichts, verlangte meinem Körper alles ab. Sukos Leben war in Gefahr. Suko brauchte meine Hilfe.

Der Schrei war längst verhallt, und kein neuer gellte auf. Hieß das, dass Suko, die Begegnung mit dem Kraken nicht überlebt hatte? Der Schein meiner Lampe fegte über die Stollenwände.

Plötzlich erfasste der Lichtkegel eine Gestalt.

Einen Mann, der den Körper eines Sumoringers hatte.

Suko!

Er lebte.

Dem Himmel sei Dank! dachte ich und hetzte auf den Freund zu. Suko wandte sich um. Seine Lampe strahlte mir entgegen und blendete mich.

Ich konnte kaum etwas sehen.

»Was ist passiert?« fragte ich atemlos. »Ich dachte, du hättest geschrien.«

Suko ließ den Lampenstrahl sinken. Der Lichtfinger legte sich auf, eine grauenvoll zugerichtete Gestalt. Der Krake hatte schrecklich gewütet.

Der Todesbiss des Monsters hatte das Opfer beinahe unkenntlich gemacht.

»Wer ist das?« fragte ich.

»Milford Raffin«, sagte Suko und hob den Fotoapparat auf, der neben der Leiche auf dem Boden lag. »Er wollte besser sein als alle anderen wollte die größte Sensation herausbringen. Das hat er mit seinem Leben bezahlt.«

Es fiel mir schwer, den Blick auf dem Toten ruhen zu lassen. Ich hielt diesen Anblick nicht lange aus, sah bald anderswo hin.

»Wo ist der Krake?« fragte ich meinen chinesischen Freund, während ich umhängte.

»Keine Ahnung«, erwiderte Suko. »Aber weit von uns entfernt ist er sicherlich nicht.«

»Jetzt bleiben wir besser zusammen«, meinte ich.

»Nun wissen wir ja in etwa, wo das Biest steckt«, sagte Suko und leuchtete mit seiner Lampe die Wände ab.

Plötzlich erstarrte er. »John!« presste er heiser hervor, und ich sah im selben Moment, worauf er mich aufmerksam machen wollte.
Auf dem Boden lag ein Fangarm!

***

Wie tot lag der Tentakel da. Nur wenn man genau hinschaute, merkte man, dass er sich bewegte. Zoll um Zoll schob er sich näher an uns heran. Der Krake wollte uns überrumpeln.
Aber mit uns konnte er so nicht umspringen. Wir richteten unsere Lampen dorthin, wo wir ihn vermuteten, doch das Licht stieß in einen leeren Stollen. Der Krake hatte sich in einen Quergang zurückgezogen. Sein langer Fangarm bog nach drei Yards um die Ecke.
Suko beschrieb mit der Dämonenpeitsche einen Kreis. Die drei Riemen schnellten heraus. »Was nun?« fragte er.
»Abwarten…« flüsterte ich.
»Warten ist etwas, das ich nur sehr schlecht beherrsche.«
»Ich auch, aber das Biest hat acht Arme, nicht bloß einen. Wenn wir uns auf diesen einen Tentakel stürzen, fällt er mit den anderen sieben über uns her. Wir werden zurückweichen. Dann muss er aus seinem Versteck kommen. Und sobald wir ihn in seiner gesamten Scheußlichkeit vor uns haben, greifen wir ihn an.«
Suko bleckte die Zähne. »Wollen hoffen, dass er das nicht überlebt.«
Wir wichen zurück. Der Fangarm folgte uns. Es schien, als führte er ein Eigenleben. Nur er schien es auf uns abgesehen zu haben. Nicht der ganze Krake. Aber das Biest konnte uns nicht täuschen.
Wir wussten, welche Gefahr sich vor uns im Querstollen verbarg.
Langsam schob sich der Fangarm über den nassen Stollenboden. Er lief vorne spitz zu. Die gezähnten Saugnäpfe waren nicht zu sehen, aber wir hörten hin und wieder, wie die scharfen Zähne über den Beton ratschten.
»Wie lang kann dieser Arm denn noch werden?« stöhnte Suko.
Im selben Augenblick lag der Tentakel still. Wir waren nur zwei Yards von ihm entfernt. Er konnte sich uns nicht mehr weiter entgegenstrecken.
Jetzt war der Moment gekommen, wo der Krake sein Versteck verlassen musste, wenn er uns kriegen wollte, und das wollte er mit Sicherheit.
Wir richteten unsere Lampen in die Tiefe des Stollens. Die Spannung wuchs. Die Sekunden vertickten unendlich langsam.
Aber dann schnell, denn auf einmal war die Krake da!

***

Inspektor Hodges trommelte, gleich nachdem er John Sinclair informiert hatte, seine Männer zusammen. Maxie Fisher befand sich immer noch im Großraumbüro. Er war den Beamten überall im Weg.

Hodges ließ an seine Leute Gewehre ausgeben. »Schneller!« rief er aufgeregt.

»Das muss schneller gehen!«

Die Polizisten setzten Stahlhelme auf und schlüpften in kugelsichere Westen, als stünde ihnen eine Auseinandersetzung mit rabiaten Demonstranten bevor.

»Inspektor«, sagte Maxie Fisher. »Inspektor!« Er schwänzelte hinter Hodges her.

Der Inspektor drehte sich ärgerlich. »Mein Gott, Maxie, kannst du mich jetzt nicht in Ruhe lassen? Du siehst doch, wie's hier zugeht.«

Der Penner senkte verlegen den Blick. »Verzeihung, ich dachte… Ich wollte nur… Sagen Sie, gibt es keine Belohnung für den Tipp, den ich Ihnen gegeben habe?«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Ich dachte nur. Wenn ihr Bullen einen Verbrecher sucht, der gefährlich ist, lasst ihr schon mal eine kleine Belohnung für einen wertvollen Tipp aus. Nun, das Ungeheuer ist mit Sicherheit wesentlich gefährlicher und dafür gibt's nichts? Ist das nicht widersinnig.«

»Okay, wir reden später über eine Belohnung.«

»Sie meinen, ich soll noch mal vorbeikommen?«

»Ja.«

»Ungern. Höchst ungern.«

»Du kannst es ja auch bleiben lassen.«

»Wann würde es Ihnen passen?« fragte Maxie Fisher.

»Morgen.«

»Ich kriege dann eine Belohnung?«

»Ja, und wenn ich sie aus meiner eigenen Tasche bezahlen muss. Aber jetzt lass mich in Ruhe«, sagte der Inspektor und befahl seinen Leuten abzurücken.

***

Er sah scheußlich aus. Ein riesengroßes Ding mit acht Füßen, die aus seinem schleimig glänzenden Kopf wuchsen. Eine Bestie, deren Gefährlichkeit wir bereits kannten.

»Versuche ja keine Heldentaten zu setzen!« raunte ich Suko zu. »Sonst endest du so wie Oliver Owen und Milford Raffin!«

»Aber wir müssen das Scheusal doch angreifen«, gab der Chinese leise zurück.

»Las mir den Vortritt.«

»Und warum dir?«

»Weil ich im Besitz des Kreuzes bin«, sagte ich und machte einen Schritt nach vorn, auf den Kraken zu.

Mordlüstern starrten mich die riesigen Augen des Ungeheuers an. Sie waren wie bei Wirbeltieren mit Iris blende, Pupille, Cornea und

Ciliarkörper ausgestattet. Angeblich besitzen Kraken die höchstentwickelten Augen des Tierreiches.

Auge in Auge standen wir einander gegenüber.

Der Mensch und das Ungeheuer. Ich kam mir klein und verletzbar gegen dieses Riesentier vor. Aber ich war entschlossen, diesen ungleichen Kampf aufzunehmen.

Der Krake glitt heran.

Sofort begann sich mein Kruzifix zu erwärmen. Es reagierte häufig von selbst auf Einflüsse des Bösen. Ich brauchte gar nichts dazu zu tun. Es fing an zu leuchten, zu strahlen.

Je näher der Krake mir kam, desto intensiver wurde das Leuchten meines Kreuzes. Ich bemerkte ein wütendes Zucken in den riesigen Augen des Kraken. Mein Kruzifix irritierte ihn.

Vielleicht schwächte es ihn auch.

Dann war es vielleicht möglich, ihm mit einem geweihten Silbergeschoß zu schaden. Kaum war mir dieser Gedanke gekommen, da federte ich auch schon in Combat-Stellung.

Aber der Krake schien vorausgesehen zu haben, was ich vorhatte. Ich wollte auf eines seiner beiden Augen schießen, doch ehe ich dazu Gelegenheit hatte, wuchtete sich das Untier mir entgegen.

Ein gewaltiger Tentakelhieb traf mich. Ich flog gegen die Kanalwand.

Mein Arm schlug dagegen, und ich verlor die Beretta. Sofort griff Suko ein. Er schwang die Dämonenpeitsche hoch, aber auch er kam nicht zum Zug.

Ein Treffer mit dem Fangarm beförderte ihn weit zurück. Er fiel aufs Kreuz, weit genug entfernt, um der Bestie mit der Dämonenpeitsche nicht gefährlich werden zu können.

Ein Tentakel riss mich herum, drehte mich so, dass ich dem Kraken den Rücken zukehrte. Ich wusste, warum. Jetzt wurde das Untier nicht mehr mit meinem Kruzifix konfrontiert.

Ein zweiter Fangarm streckte sich mir entgegen. Ich sah die spitzen Zähne, sah, wie der gefährliche Tentakel sich blitzschnell meiner Kehle näherte, wollte mich zur Seite werfen, wurde aber von einem weiteren Arm festgehalten.

Mich überlief es eiskalt.

Ich hatte den Tod vor Augen!

Mit diesen verdammten Zähnen an den Saugnäpfen konnte mir der Krake den Hals aufreißen. Genau das schien er vorzuhaben, und ich war nicht in der Lage, es zu verhindern.

Auch Suko sah, was mir drohte. Er wusste, dass nur er mich noch retten konnte. Aber er musste schneller sein als der Fangarm des Monsters.

Blitzartig riss er den Stab des Buddha heraus.

Damit war es ihm möglich, die Zeit für fünf Sekunden einzufrieren.

Er konnte mit diesem Erbe des Buddha die Zeit anhalten. Es war dazu nur nötig, dass er ein einziges Wort rief.

Und da platzte es auch schon aus ihm heraus: »Topar!«

Jetzt stand die Zeit still. Für fünf Sekunden. Aber Suko durfte diese kurze Zeitspanne nicht dazu benützen, um einen Gegner zu töten, sonst hätte sein Zauberstab augenblicklich seine Wirkung verloren.

Suko durfte nur retten, und das tat er. Atemlos rannte er auf mich zu. Er entriss mich den Fangarmen des Ungeheuers und zerrte mich mit sich.

Kaum waren wir zwei Yards von dem Kraken entfernt, lief die Zeit wieder weiter.

Der Fangarm zuckte dorthin, wo sich vor wenigen Augenblicken noch meine Kehle befunden hatte. Ich schluckte. Jetzt wäre ich tot gewesen.

Der Stab des Buddha - und natürlich auch Suko - hatte mir das Leben gerettet.

Ich bückte mich und hob meine Silberkugel Beretta auf. Der Krake war irritiert, weil ich mich nicht mehr in seiner Gewalt befand. Ich kreiselte herum, zielte nicht lange, sondern schoss einfach.

Das Monster war so groß, dass ich es unmöglich verfehlen konnte. Es bäumte sich auf, als das Geschoß es traf. Die langen Fangarme flatterten aufgeregt hoch.

Diesmal war es mir gelungen, das Ungeheuer zu verletzen. Das Strahlen meines Kreuzes schien einen Teil der magischen Abschirmung aufgerissen zu haben. Der Krake reagierte darauf mit einem fürchterlichen Wutanfall.

Er hieb mit seinen Tentakeln nach uns. Ich schoss erneut. Wieder traf ich. Aber zum zweiten Mal nur einen Fangarm, denn der Kopf des Ungeheuers war hinter dem Gewirr von Tentakeln verborgen.

Suko sprang vor und wollte mit seiner Dämonenpeitsche nach dem Scheusal schlagen. Der Krake wich augenblicklich zurück. Mein Kruzifix strahlte nun schon so grell, dass das Monster davon geblendet wurde.

Die Bestie reagierte auf diese Attacke des Lichts mit Panik. Sie hieb mit ihren Tentakeln wuchtig, gegen die Kanalwand. Es knisterte, knirschte und krachte.

»Vorsicht!« rief ich.

Suko federte zurück. In der Stollenwand klaffte ein Riss, der sich rasch fortsetzte. In der nächsten Sekunde stürzte der Stollen ein. Krachen.

Bersten. Steinquader und Erdreich stürzten uns entgegen. Eine dicke Staubwolke hüllte uns ein.

Der Krake wütete hinter dem Schuttberg immer noch. Er zertrümmerte den Stollen mit so großer Kraft, dass es uns unmöglich

war, dem Untier zu folgen. Wir waren von ihm abgeschnitten. Es war ihm gelungen, sich aus dem Staub zu machen.

»Verdammt!« entfuhr es mir.

»Kannst du laut sagen«, brummte Suko. »Das Biest ist uns entwischt. Wer weiß, wann wir es wieder aufstöbern können. Inzwischen kann es anderswo schreckliche Dinge tun.«

Ich hob die Hand. Suko verstummte sofort. Wir hörten Stimmen. Sie drangen dünn durch den Schuttberg, und mir war, als gehörte eine dieser rufenden Stimmen unserem Freund Bill Conolly!

***

Die Einsatzfahrzeuge erreichten das Themseufer Zwei Wagen standen da. Der von Milford Raffin und John Sinclairs Bentley. Inspektor Hodges kannte beide Fahrzeuge. Dass John Sinclair bereits da war, begrüßte er.

Dass sich aber auch Raffin hier herumtrieb, gefiel ihm nicht. Womöglich begab sich der Reporter in große Gefahr, und anderen kam dann die, undankbare Aufgabe zu, ihn retten zu müssen.

Hodges beorderte seine Männer zu sich. Er teilte ihnen mit, was er von ihnen erwartete. »Haben Sie alles verstanden?« fragte er abschließend.

Die Männer nickten.

»Noch irgendwelche Fragen?« Kopfschütteln.

»Gut, dann wollen wir es diesem verdammten Ungeheuer endlich besorgen. Aber schießt erst, wenn ihr das Ziel genau ausgemacht habt, denn es befinden sich mindestens zwei Männer im Kanal: Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard und Milford Raffin, der Reporter.«

Die Polizisten eilten die Böschung hinunter. Bevor sie den Kanal betraten, entsicherten sie ihre Gewehre. Dann marschierten sie los.

Inspektor Hodges ging mit ihnen. Er gehörte nicht zu jenen Vorgesetzten, die die Einsätze von ihrem Schreibtisch aus leiten. In gefährlichen Situationen war er stets bei seinen Leuten, und zwar in vorderster Front.

Auch er trug einen Stahlhelm. Auch ihn schützte eine kugelsichere Weste. Auch in seinen Händen befand sich ein entsichertes Gewehr.

Seine Miene drückte Entschlossenheit aus.

Er hoffte, dass es ihm und seinen Männern gelingen würde, mit dem Monster fertig zuwerden. In Grund und Boden schießen wollten sie das Scheusal. Sie mussten das schaffen, sonst stand es schlecht um London.

Plötzlich ein Krachen und Bersten.

Inspektor Hodges blieb kurz stehen. »Der Stollen stürzt ein!« sagte jemand hinter ihm. Ein dumpfes Grollen rollte durch den Kanal.

»Vorwärts!« kommandierte Hodges.
»Schneller!«
Im Laufschritt stürmten die Polizisten durch den Kanal. Kurze Zeit später erfassten die Lichter ihrer Lampen zwei Männer, die vor einem riesigen Schuttberg standen: John Sinclair und Suko.

***

Als Milford Raffins Todesschrei durch das Kanalsystem gellte, bekam Bill Conolly die Gänsehaut. Der Mann, der zu ihrer Rettung hätte beitragen können, hatte den Tod gefunden. Er war nicht geflohen, wie ihm Bill geraten hatte. Er hatte anscheinend auf eigene Faust eine Rettungsaktion starten wollen, und war gescheitert.
Edgar Coys Gesicht verzog sich und nahm einen weinerlichen Ausdruck an. »Wir sind verloren. Niemand kann uns mehr retten.«
»Habe ich doch schon die ganze Zeit gesagt«, bemerkte Joel Wallace.
»Der Krake lässt keinen zu uns. Dachten Sie im Ernst, er würde sich seine Beute wieder abnehmen lassen?«
Joel Wallace starrte auf die graue Brühe, die ihn wie die anderen umhüllte. Nur sein Kopf ragte aus dem Schlamm. Er unternahm keinen Befreiungsversuch, weil er wusste, dass er damit nur seine Kraft vergeudet hätte. Es gab kein Entrinnen aus diesem magisch angereicherten Morast.
Loyd Miles hielt es plötzlich nicht mehr länger aus, stillzustehen und auf das Ende zu warten. Er begann, gegen den Schlamm anzukämpfen.
»Ich will raus!« keuchte er. »Verdammt noch mal, ich will hier raus!«
»Das wollen wir alle, aber es geht nicht«, stellte Wallace sachlich fest.
Miles hörte nicht auf ihn. Er kämpfte atemlos weiter. Knallrot wurde sein Gesicht von der Anstrengung. Er versuchte die Arme aus dem Sumpf zu ziehen. Unmöglich. Er wollte die Beine bewegen. Auch das klappte nicht.
Erschöpft gab er auf. Seine Augen schwammen in Tränen. »Ich bin verheiratet«, sagte er leise. »Meine Frau erwartet ein Baby. Sie würde mich jetzt brauchen.«
»Denken Sie nicht, dass wir alle gebraucht werden?« sagte Joel Wallace. »Ich bin zwar nicht verheiratet, aber auch mich braucht jemand: meine alte Mutter. Sie ist krank und gebrechlich. Ich sorge für sie. Ohne mich ist sie hilflos.«
Bill Conolly dachte an seine Frau Sheila und an seinen kleinen Sohn Johnny. Würde er sie wirklich nie mehr wiedersehen? Würde sich sein Schicksal hier unten erfüllen, in diesem düsteren, stinkenden alten Kanal?
Schritte.
Coy riss die Augen auf. Doch er wagte nicht mehr, um Hilfe zu rufen.
Sonst gellte hinterher noch mal ein Todesschrei auf. Jemand lief

durch den Kanalstollen.
Vermutlich erreichte er in diesem Augenblick gerade jene Stelle, wo vor wenigen Augenblicken erst ein Mensch auf eine bestimmt recht grauenvolle Weise sein Leben verloren hatte.
Die Schritte verhallten. Der Mann war stehengeblieben. Alle, die sich in der »Vorratskammer« des Kraken befanden, lauschten angestrengt.
Nicht einmal zu atmen wagten sie.
Wenn sie sich bemerkbar machten, fiel das Ungeheuer auch über diesen Mann her. Riefen sie aber nicht, so hatte der andere keine Kenntnis davon, dass sie hier gefangen gehalten wurden. Ihre Situation war verrückt.
»Suko!« Der Ruf zitterte durch den Stollen.
Bill Conollys Herz trommelte sofort wie verrückt gegen die Rippen. Hatte er tatsächlich diesen Namen gehört? War Suko in der Nähe? Wenn ja, dann war auch John Sinclair nicht weit.
Zeichnete sich für Bill und die anderen ein Hoffnungsschimmer ab?
Sollte der Reporter die Freunde rufen? Er hatte Angst, sie damit in den Tod zu locken. Wenn sie seine Stimme hörten, würden sie losstürmen, und dem Kraken in seine ausgebreiteten Fangarme laufen. Nein, er durfte sie zu keiner überstürzten Handlung verleiten.
Eine zweite Person näherte sich im Laufschritt.
Das konnte John Sinclair sein.
Bill Conolly glaubte an eine Rettung. Wenn Suko und John so nahe waren, konnte ihm nichts mehr passieren. Sie würden ihm helfen, würden ihn aus diesem ekeligen Morast herausholen, würden auch Edgar Coy, Lloyd Miles und Joel Wallace retten.
Kampflärm war plötzlich zu hören. Und dann vernahm Bill Conolly das Wort Topar. Jetzt war es für ihn gewiss, dass Suko und John Sinclair gegen den Kraken kämpften.
Schüsse fielen.
Und dann kam es zur Katastrophe. Das Ungeheuer brachte in seiner Wut den Kanalstollen zum Einsturz. Bill Conolly und die anderen Gefangenen spürten, wie alles bebte. Schutt prasselte zwischen dem Kraken und John Sinclair herab. Ein Hindernis, das der Geisterjäger nicht überwinden konnte.
Bill hatte das Gefühl, jemand hätte ihn mit Eiswasser übergossen. Die große Hoffnung zerplatzte wie eine Seifenblase. Das war schlimm. Das zerrte an seinen strapazierten Nerven. Die Rettung war ausgesperrt.
Die Opfer waren wieder allein mit dem Kraken.
Und er kam.
Die Wut schien ihn hungrig gemach zu haben.
Aus der Dunkelheit schob sich der Köpfen, die aus dem Schlamm ragten ein widerlicher Tentakel entgegen. Ei kroch über die Oberfläche des Morastes, hielt kurz inne und strebte dann auf Edgar

Coy zu. Der Mann war sehr entsetzt, dass ihm die Stimme versagte.

Er wollte seine Todesangst herausschreien, riss den Mund auf, blieb aber stumm. Namenlose Verzweiflung verzerrte sein Gesicht. Alle mussten mit ansehen, was mit ihm passierte.

Der Fangarm schlang sich um den Hals des Opfers. Die Saugnäpfe bissen sich sofort fest. Coy wurde mit einem kraftvollen Ruck aus dem Schlamm gehoben und auf das Maul des Ungeheuers zugerissen.

Der Mann starb, ohne einen Laut von sich zu geben. Das scheußliche Papageienmaul des Kraken biss mehrmals zu. Dann ließ das Untier den Leichnam achtlos fallen und zog sich zurück.

Bill Conolly hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren. An Edgar Coy hatte er gesehen, welches Ende ihm bevorstand, und das machte ihn nervlich ziemlich fertig.

***

Da standen wir nun vor diesem riesigen Schuttberg und konnten nicht weiter. Jenseits dieses Hindernisses riefen Männer, und einer davon war vermutlich unser Freund Bill Conolly. Er befand sich in der Gewalt des Kraken. Er lebte zwar noch, aber niemand konnte sagen, wie lange noch. Dem Ungeheuer konnte es jederzeit einfallen, ihn zu töten, und wir hatten keine Möglichkeit, dies zu verhindern.

Inspektor Hodges und seine Truppe erreichten uns. Er hatte einen Plan des Kanalsystems bei sich. »Das Biest hat sich hinter diesen Wall zurückgezogen«, knirschte ich.

»Haben Sie mit ihm gekämpft?« fragte Hodges.

»Ja. Um ein Haar hätte es mir den Hals umgedreht.«

»Ach, du meine Güte.«

»Jenseits dieses Walls befinden sich Menschen. Gefangene des Kraken«, sagte ich.

»Woher wissen Sie das?«

»Wir hörten vorhin ihre Stimmen.«

»Mein Gott, das wird ja immer komplizierter. Wie sollen wir denn gegen den Kraken vorgehen, wenn er gewissermaßen Geiseln besitzt?«

»Er ist ein Tier. Ich kann mir nicht vorstellen, dass seine Intelligenz so weit ausreicht, um uns damit unter Druck zu setzen.«

»Er ist kein gewöhnliches Tier«, sagte Hodges.

»Da haben Sie allerdings recht. Er ist riesengroß und unglaublich kräftig. Aber er handelt nur nach seinem Instinkt, und der veranlasst ihn, immer wieder zu töten.« Ich berichtete dem Inspektor, dass der Krake den Reporter Milford Raffin zerfleischt hatte. Raffins Leiche lag unter dem Geröll. Ich verlangte von Hodges die Kanalkarte, breitete sie aus und suchte nach einer Möglichkeit, das Hindernis, das uns von dem Ungeheuer trennte, zu umgehen.

An Hand des Plans stellte ich fest, dass sich Bill Conolly und die

anderen Gefangenen in einem uralten Teil des Kanalsystems befanden. Mehrere Stellen waren abgemauert worden. Es führte nur ein Weg zu Bill — und der war verschüttet.

Ich faltete die Karte zusammen und gab sie Hodges zurück. »Wir müssen hier durch!« stellte ich fest.

»Da muss die Feuerwehr her!« sagte Inspektor Hodges. »Mit einem Bagger.«

Ich nickte. »Würden Sie das veranlassen?«

»Selbstverständlich«, sagte Inspektor Hodges und erteilte seine Befehle.

***

Es wurde Abend. Für Johnny Conolly war es Zeit, zu Bett zu gehen. Er war bereits gewaschen, hatte sich die Zähne selbst geputzt und trug seinen zitronengelben Pyjama.

»Bist du traurig, Mom?« fragte er, als Sheila sich über ihn beugte und ihn auf die Stirn küsste, wie sie es jeden Abend machte, wenn Johnny unter die Decke gekrochen war.

»Es ist nichts, mein Kleiner«, sagte Sheila. Sie versuchte ein Lächeln. Es misslang. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Wieso ist Daddy noch nicht zu Hause, Mom?«

»Er hat zu tun.«

»Kriege ich heute keinen Gute-Nacht-Kuss von ihm?«

»Ich schicke ihn zu dir hoch, sobald er nach Hause kommt, okay?«

»Und wenn ich dann schon schlafe?«

»Wird er dich eben küssen, ohne dass du es merkst.«

»Ich glaube doch, dass du traurig bist, Mom.«

»Schlaf jetzt. Morgen früh, wenn du aufstehst, wird Daddy da sein, und wir werden uns einen schönen Tag machen.« Hoffentlich, dachte Sheila.

Sie strich zärtlich über das Haar des Jungen.

Tränen traten ihr in die Augen. Damit Johnny sie nicht sah, wandte sie sich schnell um und verließ das Kinderzimmer. Sie kehrte in den Livingroom zurück und nahm sich einen Drink.

Sie konnte sich nicht erinnern, sich jemals so einsam gefühlt zu haben.

Bill war auch früher nicht immer daheim gewesen. Aber sie hatte damit rechnen können, dass er nach Hause kommen würde.

Doch nun.

Sie verdrängte diesen furchtbaren Gedanken und leerte ihr Glas auf einen Zug.

***

Der Bagger war im Einsatz. Sein. Dröhnen war eine Qual für unsere Ohren, denn der Schall konnte nirgends raus. Wir zogen uns ein Stück

zurück, um die Leute von der Feuerwehr bei der Arbeit nicht zu behindern.

Ich machte mir Sorgen um Bill Conolly und die anderen Gefangenen.

Wie würde der Krake auf den Baggerlärm reagieren? Würde er über seine Opfer herfallen und sie töten? Würde er versuchen, zu verschwinden? Die Stollen waren zwar abgemauert, aber solche Mauern stellten für den kraftstrotzenden Kraken kein Hindernis dar, wie sich gezeigt hatte.

Nach zehn Minuten war Milford Raffins Leichnam ausgegraben.

Inspektor Hodges trug einigen seiner Leute auf, den toten Reporter aus dem Kanal zu schaffen. Ich zündete mir eine Zigarette an. Suko lehnte neben mir an der feuchten Stollenwand, und es fiel ihm genauso schwer wie mir, zu warten, bis der Weg zum Kraken frei war.

»Sobald dieses Hindernis beseitigt ist, müssen wir uns um Bill und die anderen Gefangenen kümmern«, sagte ich.

»Vorausgesetzt, das Monster lässt es zu«, schränkte der Chinese ein.

»Es hat großen Respekt vor meinem Kruzifix. Ich werde es noch mal gegen den Kraken einsetzen, und ich werde ihm ein paar Silberkugeln in die Riesenaugen jagen.«

»Es wird furchtbar toben, wenn er blind ist.«

»Dennoch werden wir ihm gegenüber dann im Vorteil sein.«

Einer der Polizeibeamten erschien mit einem Zivilisten. Der Mann war mittelgroß, schwarzhaarig und hatte zumindest zur Hälfte spanisches Blut in seinen Adern.

»Sind Sie Oberinspektor John Sinclair?« fragte mich der Zivilist.

»Ja«, antwortete ich.

»Sie leiten diese Aktion hier, nicht wahr?«

»Ja, das ist richtig.«

»Mein Name ist Guy Gonzales. Ich bin Meeresbiologe. Sind Sie wirklich hinter einem Riesenkraken her? Ich hab's aus dem Radio.«

»Ich versuche das Biest zu kriegen«, bestätigte ich.

»Vielleicht kann ich Ihnen dabei helfen.«

»Das Monster ist verdammt gefährlich.«

»Oh, ich habe keine Angst, Sir.«

»Die stellt sich spätestens dann ein, wenn Sie das Ungeheuer sehen«, sagte ich.. »Sein Körper füllt den ganzen Stollen aus.«

»In der Tat ein einmaliges Riesenexemplar. Das Verwunderliche daran ist, dass dieser Kiemenatmer auch außerhalb seines Elementes leben kann.«

»Es ist kein gewöhnlicher Krake, Mr. Gonzales. Dieses Tier wurde von den Mächten der Finsternis geschaffen. Ich weiß nicht, ob Sie an so etwas glauben.«

»Doch, doch, das tue ich«, sagte Guy Gonzales. »Ich bin sehr religiös. Und ich kann logisch denken. Wo es Licht gibt, da gibt es auch

Schatten. Zu Weiß ist das Gegenstück Schwarz. Und der Gegenspieler Gottes ist der Teufel.«

»Nicht nur der.«

Der Meeresbiologe lächelte. »Das weiß ich natürlich, Oberinspektor. Ich wollte das Ganze nur auf einen einfachen Nenner bringen.«

»Inwiefern denken Sie, mir helfen zu können?« fragte ich.

»Ich habe in jahrelanger Forschungsarbeit einen Apparat entwickelt, der Mikrowellen aussendet, mit denen man solche Kopffüßler anlocken kann. Vielleicht können wir mit meinem Gerät dem Monster eine Falle stellen. Aber dann müssten Sie wissen, wie Sie es vernichten können.«

Die Idee gefiel mir. Ich schaute Suko an. Ihm gefiel sie auch. Ich stellte Suko dem Meeresbiologen vor. Wenn es uns gelang, zu erreichen, dass das Monster tat, was wir wollten, konnte das für uns ein unschätzbarer Vorteil sein.

Wir konnten den Höllenkraken dorthin locken, wo wir ihn haben wollten.

Wir konnten uns auf die Lauer legen und die aufgebaute Falle im richtigen Moment zuschnappen lassen.

Vielleicht schafften wir das Untier auf diese Weise. »Okay«, sagte ich zu Guy Gonzales. »Die Sache ist auf jeden Fall einen Versuch wert.«

»Denke ich auch«, erwiderte der Meeresbiologe.

»Wo befindet sich Ihr Gerät?«

»In meinem Wagen.«

»Ist es groß? Soll Ihnen jemand beim Tragen helfen?«

»Das ist nicht nötig. Der Apparat ist nicht größer als ein großes Transistorradio und wiegt kaum sieben Kilogramm.«

»Holen Sie das Wunderding«, verlangte ich.

»Mit dem größten Vergnügen«, erwiderte Guy Gonzales, machte auf den Hacken kehrt und verschwand, beinahe laufend.

Ich wandte mich an Suko. »Darf ich dich um einen Gefallen bitten?«

»Jederzeit«, entgegnete der Chinese.

»Desteros Schwert befindet sich im Kofferraum meines Bentleys. Bring es mir. Ich denke, dass ich es mit dieser Waffe schaffen kann den Kraken fertigzumachen.«

***

Wyatt Buchanan war ein aufgeblasener Sprücheklopfer. Eitel, selbstgefällig, hochnäsig. Er konnte alles besser, wusste alles besser, hielt sich selbst für die Krönung der Menschheit.

Er verdiente als Gebietsvertreter einer weltbekannten Limonadenfirma eine Menge Geld, war passionierter Jäger und nützte jede Gelegenheit, um mit Freunden auf die Pirsch zu gehen.

Sein Jägerlatein war gefürchtet. Die Lügengeschichten, die er am

Stammtisch auftischte, waren nicht mehr zu überbieten. Als er im Radio von jenem Riesenmonster hörte, das London heimgesucht hatte, erwachte sofort sein Jagdfieber. Der Riesenkrake würde ein lohnendes Objekt darstellen.

Wenn es ihm und seinen Freunden gelang, das Ungeheuer zu erlegen, würde ihr Name schon morgen in aller Munde sein. Danach strebte der geltungssüchtige Wyatt Buchanan schon lange.

Seit seiner dritten Scheidung lebte er allein in dem großen Haus am Stadtrand von London. Keine Frau hielt es lange bei ihm aus. Er war launisch, unverträglich, geizig, und obendrein auch noch bei jeder sich bietenden Gelegenheit untreu.

Die Nachricht elektrisierte ihn. Als der Sprecher vom guten Genesungsfortschritt des Papstes berichtete, auf den am 13. Mai ein Attentat verübt worden war, schaltete er das Radio ab.

Hastig begab er sich in sein Arbeitszimmer, setzte sich an den großformatigen Schreibtisch und griff nach dem Telefonhörer, um Nick Ballinger anzurufen.

Der Freund hob nach dem vierten Läuten ab. »Hast du das eben gehört?« fragte Wyatt Buchanan.

»Die Nachricht von diesem Monster?« fragte Ballinger zurück.

»Ja. Was hältst du davon?«

»Ich wollte dich deswegen anrufen. Du bist mir zuvorgekommen.«

»Wollen wir uns das Mistvieh kaufen, Nick?«

»Ich hätte nichts dagegen.«

»Mann, wir werden der Polizei zeigen, wie man mit einem solchen Ungeheuer umgeht, was? Wir pumpen das Biest mit so viel Blei voll, dass es zentnerschwer wird und sich nicht mehr rühren kann. Ganz London zittert vor diesem Monster. Den Leuten schlottern die Knie. Es gibt keine richtigen Männer mehr in dieser Stadt. Außer uns beiden.«

»Und Walter Bridges«, sagte Nick Ballinger. »Rufst du ihn an, um ihn zu fragen, ob er mitmachen will, oder soll ich es tun? Er würde es uns übelnehmen, wenn wir ihn nicht fragten.«

»Laboriert Walter nicht immer noch an dieser Meniskusgeschichte?«

»Die ist längst ausgeheilt. Walter ist wieder voll fit.«

»Dann ruf ihn an und komm mit ihm zu mir. Eure Waffen könnt ihr zu Hause lassen. Ich könnt euch bei mir aussuchen, was ihr haben wollt. Schließlich bin ich besser bestückt als so manches Waffengeschäft.«

Die Männer legten gleichzeitig auf. Fünfzehn Minuten später läuteten Nick Ballinger und Walter Bridges an Wyatt Buchanans Tür. Der riss die Tür auf und dröhnte: »Immer hereinspaziert!«

Ballinger und Bridges waren stämmige Männer, und genauso verrückt wie Buchanan, der sie gleich in den Keller seines Hauses führte. In Gewehrständern waren teure Waffen aufbewahrt.

»Da das Biest verdammt groß ist, müssen wir ihm mit den entsprechenden Donnerbüchsen entgegentreten«, sagte Wyatt Buchanan. »Ich denke, wir verwenden Sprenggeschosse. Was haltet ihr davon?«

»Gute Idee«, sagte Nick Ballinger.

Bridges entschied sich für eine funkelnagelneue Waffe, mit der Buchanan noch keinen einzigen Schuß abgefeuert hatte. Auch Ballinger bediente sich. Buchanan verteilte die Patronen. Die Männer luden ihre Gewehre. Die restliche Munition steckten sie in ihre Taschen.

»Großwildjagd in London«, sagte Wyatt Buchanan grinsend. »Wer hätte sich träumen lassen, dass es dazu eines Tages kommen würde? Die Stadt wird uns tagelang feiern. Die Königin wird uns dankbar die Hand drücken, wenn wir das Ungeheuer zur Strecke gebracht haben. Unsere Bilder Werden in allen Zeitungen erscheinen. Freunde, diese Chance dürfen wir uns einfach nicht entgehen lassen.«

Sie verließen den Keller.

In seinem Arbeitszimmer hatte Wyatt Buchanan eine Planskizze vorbereitet. Er erklärte seinen Freunden, wo er in die Kanalisation einzusteigen gedachte. Sobald diese kurze Lagebesprechung zu Ende war, verließen sie Buchanans Haus.

»Drei Helden auf dem Weg zu ihrer größten Tat«, sagte Wyatt Buchanan großspurig und setzte sich in seinen Wagen. Die beiden andern stiegen gleichfalls ein, und Buchanan brauste ein Kampflied anstimmend ab.

***

Endlich war der Stollen freigelegt. Suko war mit dem Schwert noch nicht zurück. Auch Guy Gonzales war mit seinem Apparat noch nicht angelangt. Inspektor Hodges kam zu mir.

»Die Feuerwehrleute sind durch, Sir.«

Ich nickte. »Gut, lassen Sie sie abrücken, und nehmen Sie auch Ihre Männer ein Stück zurück.«

Hodges' Augen weiteten sich. »Haben Sie etwa die Absicht, allein…«

»Keine Sorge, ich passe schon auf mich auf«, sagte ich.

»Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das kommt nicht in Frage. Der Krake hat schon genug Menschen getötet.«

Mein Ton ließ keinen Widerspruch zu. Hodges zuckte mit den Schultern, sagte: »Wie Sie meinen«, wandte sich um und veranlasste, was ich ihm aufgetragen hatte. Er war ein vorbildlicher Polizist, dem Gehorsam über alles ging.

Rasselnd rollte der Bagger an mir vorbei. Die Feuerwehrmänner rückten ab. Inspektor Hodges gruppierte seine Leute um sich und teilte

ihnen mit, was ich ihm befohlen hatte.

Ich beachtete die Männer nicht, denn ich war mit meinen Gedanken bei Bill Conolly, der nun nicht mehr länger auf Hilfe warten sollte. Suko traf immer noch nicht ein.

Also beschloss ich, ohne ihn und das Schwert zu den Gefangenen des Kraken vorzudringen. Über wackelige Gesteinsbrocken fand ich meinen Weg. Bald hatte ich den abgetragenen Wall hinter mir.

Nun stand ich wieder unter Strom.

Der Krake konnte irgendwo lauern. Meine Stirn bedeckte sich mit Schweiß. Ich hielt die Beretta fest in meiner Hand. Solange ich Desteros Schwert nicht zur Verfügung hatte, musste ich mit den geweihten Silbergeschossen auskommen.

Frei baumelte mein Kruzifix vor meiner Brust. Ich war sicher, dass es wieder reagieren würde, wenn die Bestie mich angriff, und ich hoffte, dass es mir diesmal gelingen würde, die Augen des Ungeheuers zu treffen.

Der Kanalstollen verästelte sich.

Es war reiner Zufall, dass ich direkt auf die »Vorratskammer« des Kraken zuging. Der Stollen wurde breiter. Ich sah eine hohe Mauer.

Eiserne Sprossen führten daran hoch.

Ich kletterte sie hinauf, und im nächsten Moment stockte mir der Atem. Übelriechender Schlamm glänzte vor mir. Drei Köpfe ragten aus diesem ekeligen Morast.

***

»John!« rief Bill heiser. »Sieh dich vor! Der Krake ist hier irgendwo in der Nähe!«

Ich eilte über ein schmales Betonband, ging in die Hocke und streckte dem Freund die Hand entgegen. »Komm, ich ziehe dich raus!« rief ich ihm zu.

»Ich kann deine Hand nicht ergreifen«, gab Bill zurück. »Ich kann mich nicht bewegen.«

»Aber es ist doch bloß Schlamm.«

»Ja, aber er klebt wie Kautschuk an uns. Da ist Magie mit im Spiel.«

»Das werden wir gleichen haben!« sagte ich und streifte die Kette meines Silberkreuzes ab. Gott, es war nicht einmal Zeit, sich über das Wiedersehen zu freuen und darüber, dass Bill noch lebte. Ich musste mich beeilen, denn das Ungeheuer konnte jeden Moment auftauchen und mich daran hindern, ihm seine Beute wegzunehmen.

Das Kruzifix baumelte an der Kette, die ich zwischen den Fingern hielt.

Ich ließ es langsam auf den Morast herabsinken. Sobald es damit in Berührung kam, war ein helles Knirschen zu hören. Ein seltsam singender Ton war es. So, wie wenn jemand mit einem schweren

Hammer auf einen zugefrorenen Teich schlägt und das Eis Sprünge bekommt.
Mein Kreuz brach die Magie.
Bill Conolly und die anderen Gefangenen konnten sich sofort bewegen.
Sie kämpften sich durch den Schlamm auf mich zu. Ich hängte mir mein Kreuz wieder um, streckte einem nach dem andern meine Hände entgegen und zog sie aus dem widerlichen Brei.
»Danke, John«, sagte Bill.
»Geschenkt«, erwiderte ich, während mein Blick ständig auf der Suche nach dem Monster war. »Seht zu, dass ihr von hier wegkommt. Man wird euch ins Krankenhaus bringen, testen, wie viel Schaden die Todesangst an eurem Geist angerichtet hat, und wieder ansehnliche Menschen aus euch machen.«
»Wenn du mich brauchst, bleibe ich«, sagte Bill.
»Das ist zwar sehr nett von dir, aber du hast bereits genug mitgemacht. Lass jetzt mal Suko und mich ran. Und Vergiß nicht, vom Krankenhaus aus zu Hause anzurufen. Sheila macht sich Sorgen.«
Die drei schlammigen Gestalten verließen die »Vorratskammer« des Kraken. Ich deckte ihnen den Rücken. Wie gut ich daran tat, erwies sich schon Augenblicke später, denn da wollte sich das Ungeheuer seine Beute wieder holen.
Zwei Fangarme schnellten aus der Dunkelheit hervor. Mein Kreuz leuchtete auf. Ich schoss, meine Kugel streifte einen Tentakel, und das Höllenbiest riss beide Arme sofort wieder zurück.
Bill drehte sich um.
»Weiter!« rief ich ihm zu. »Nicht stehenbleiben!«
Ein Fangarm klatschte in den Schlamm. Hoch spritzte das stinkende Zeug auf. Eine Woge schwappte mir entgegen. Ich brachte mich davor mit einem Sprung in Sicherheit. Sie klatschte gegen die Wand und rann träge daran hinunter.
Bill und die beiden anderen Schlammgestalten passierten die Stelle, wo der Stollen eingestürzt war. Ich rief Inspektor Hodges zu, er möge sich um diese Männer kümmern, und dann tauchte Suko neben mir auf.
»Hast du ihn wiedergesehen?« fragte der Chinese.
»Er wollte nicht zulassen, dass Bill und die beiden anderen Opfer diesen schönen Ort verließen.«
Suko reichte mir Desteros Schwert samt Gehänge. Ich schnallte es um.
Die Waffe verlieh mir Zuversicht. Ich rechnete mir große Chancen aus, mit der Bestie fertig zuwerden.
Endlich traf auch Guy Gonzales mit seinem Wunderapparat ein. Flach wie ein Handkoffer war das Ding. An seiner Untergeile befand sich ein

Dreibein, auf das man es stellen konnte.
Suko und ich sahen uns misstrauisch um. Im Moment ließ der Krake sich nicht blicken, aber das konnte sich schlagartig ändern.
»Okay«, sagte ich zu dem Meeresbiologen, »und jetzt erwarte ich von Ihnen einen Blitzvortrag über das Innenleben des Kraken. Wo muss ich ihn mit dem Schwert treffen, um ihn zu töten?«
Guy Gonzales schien mir dafür dankbar zu sein, dass ich ihm Gelegenheit bot, sein umfangreiches Wissen an den Mann zu bringen.
Er sprach von der Funktion der Fangarme, von den unter der Haut liegenden Reflexbahnen, von den Statosystem, als den Gleichgewichtsorganen, ohne die sich ein Krake zum Beispiel nicht mehr an senkrechten Wänden festsaugen kann, ohne die er beim Schwimmen gleichfalls nicht auskommt, um die Längsachse rollt oder sich laufend überschlägt.
Wir erfuhren, dass der chemische Sinn dieser Tiere stark ausgeprägt ist und ihnen beim Aufspüren und Aufsuchen der Beute sehr hilft.
Guy Gonzales redete wie ein Wasserfall, doch was mich interessierte, das sagte er mir nicht.
»Wo ist sein Herz?« fragte ich den Meeresbiologen deshalb mit erhobener Stimme. Er beschrieb mir die Lage ganz präzise.
Nun wusste ich, wie ich meinen Schwertstoß führen musste, und ich brannte auf eine neuerliche Begegnung mit dem Monster.
»Schalten Sie Ihren Apparat ein«, verlangte ich.
Mit ein paar Handgriffen war das getan.
Und dann zogen Suko, Guy Gonzales und ich uns zurück. Wir versteckten uns in der Verästelung des Kanalstollengewirrs und warteten darauf, dass der Apparat des Meeresbiologen das Ungeheuer anlockte.
Würde es funktionieren?
Dieser Krake war vorn Bösen geschaffen worden. Würde auch er auf Gonzales' Gerät reagieren? Bange Minuten verstrichen. Ich wischte mir mit dem Jackettärmel den Schweiß von der Stirn.
Suko kauerte neben mir. Reglos. Ihm war nicht anzusehen, wie sehr auch er erregt war, aber ich hatte fast den Eindruck, sein Herz gegen die Rippen hämmern zu hören.
Wer noch nie voller Ungeduld auf etwas gewartet hat, weiß nicht, was wir in diesen Augenblicken durchmachten. Es war nicht gerade die Hölle, aber immerhin das Fegefeuer.
Nichts war zu hören. Das Gerät des Meeresbiologen arbeitete lautlos.
Die Wellen, die es aussandte, waren von unserem Gehör nicht wahrzunehmen. Wir konnten nur hoffen, dass sie den Höllenkraken erreichten und die gewünschte Wirkung auf ihn hatten.
Guy Gonzales nagte an seiner Lippe. Spannung lag auch auf seinem Gesicht. »Es muss funktionieren«, flüsterte er. »Es muss… Es hat bisher

immer geklappt… Der Apparat hat sich in Tausenden von Versuchen bewährt.«

»Vielleicht sind die Lockwellen für das Riesentier zu schwach«, meinte ich leise.

Gonzales schüttelte den Kopf. »Entweder sie sprechen seine Sinnesorgane an oder nicht. Zu schwach sind die Mikrowellen auf keinen Fall.«

Sukos Brauen zogen sich zusammen. Unser Geflüster störte ihn. Er konnte nicht hören, was vor uns im Stollen passierte. Wir schwiegen wieder. Bestimmt standen auch Inspektor Hodges und seine Männer auf glühenden Kohlen.

Ihnen allen war es — wie uns — ein Herzensbedürfnis, dass der Todeskrake vernichtet wurde. Je eher, desto besser. Er sollte nicht noch mehr Menschen umbringen. Er hatte genug gewütet.

Meine Gedanken schweiften ab. Ich dachte an Myxin, den Magier. Er war unser Freund, und er wäre der erste gewesen, der sich dem Kraken entgegengestellt hätte, wenn er von dessen Erscheinen in London eine Ahnung gehabt hätte, und ich traute ihm zu, dass er mit dem Biest fertig geworden wäre, denn Myxin verfügte über übernatürliche Kräfte.

Er war zwar noch lange nicht so stark, wie er früher einmal — zum Beispiel in Atlantis — gewesen war, denn Asmodina, die Teufelstochter, hatte ihn bestraft, indem sie ihm seine Kräfte nahm, weil er sich gegen sie gestellt hatte, aber allmählich erstarkte der kleine Magier wieder, und so glaubte ich, dass er das Monster gepackt hätte.

Aber wo war Myxin? Er trieb sich in den verschiedensten Welten herum, um seine alten Kräfte wiederzufinden. Nur sporadisch tauchte er bei uns auf, um uns im Kampf gegen die Ausgeburten der Hölle beizustehen.

Suko stieß mich an. Damit riss er mich aus meinen Gedanken, und jetzt hörte ich es auch, dieses harte Kratzen.

***

Wyatt Buchanan stoppte seinen Wagen in einer unbelebten Seitenstraße. Er wollte kein Aufsehen erregen, wenn er mit seinen Freunden einen Kanaldeckel öffnete und bewaffnet in den Schacht hinunterkletterte.

Walter Bridges stieg als erster aus. Ihm folgte Nick Ballinger. Zuletzt verließ Buchanan das Fahrzeug. »Wir werden es dem Biest besorgen, was?« sagte er großsprecherisch. »Die Polizei kann von uns noch eine Menge lernen, Freunde. Wir werden den Bullen vorführen, wie man mit einem solchen Ungeheuer umspringt.«

»Was passiert mit dem Vieh, wenn es tot ist?« fragte Bridges. »Wem

gehört es dann?«
»Eigentlich müsste es uns gehören«, meinte Ballinger. »Weil wir es erlegt haben. Wenn wir auf Hirschjagd gehen, gehört das Wild, das wir zur Strecke gebracht haben, ja auch uns.«
»Diese Frage werden wir später klären«, entschied Buchanan. »Vorerst ist wichtig, dass wir dem Kraken den Garaus machen.«
»Ich werde ihm einen Tentakel abschneiden und mir diesen in mein Jagdtrophäenzimmer hängen«, sagte Ballinger.
»Mal sehen«, erwiderte Buchanan. »Vielleicht schenken wir das Ungeheuer dem naturhistorischen Museum. Man wird es präparieren und so für die Nachwelt erhalten, und auf einem Metallschild wird stehen, dass die mutigen Jäger Wyatt Buchanan, Nick Ballinger und Walter Bridges London davon befreit haben.«
»Damit würden wir so etwas wie Unsterblichkeit erlangen«, sagte Bridges grinsend.
»Ist doch was. Würde dir das nicht gefallen?« fragte Buchanan.
»Doch.«
»Dann komm, damit wir dem Kraken unser Sprengblei in den verdammten Wanst schießen können.«
Sie hoben zu zweit einen Gullydeckel hoch und kletterten einer nach dem anderen in den Schacht hinein. Buchanan war der erste. Nick Ballinger folgte ihm. Walter Bridges schloss als letzter den Deckel.
Sie hatten Handlampen und Magnesiumfackeln bei sich. Buchanan entzündete eine Fackel. Er rümpfte die Nase. »Der Duft einer Großstadt. Nicht gerade angenehm, was?«
»Londons Parfüm«, sagte Walter Bridges grinsend. »Hier runter sollte man mal die Touristen führen, damit sie bei ihrer Rückreise sagen können: Wir haben London in- und auswendig kennengelernt.«
Nick Ballinger kicherte.
»Still jetzt«, sagte Buchanan. »Ihr wisst, was auf dem Spiel steht. Ich zweifle zwar nicht daran, dass wir mit dem Kraken fertig werden, aber wir dürfen es doch nicht an der nötigen Vorsicht mangeln lassen. Also haltet die Augen und die Ohren offen und den Mund zu.«
Die drei Jäger entsicherten ihre Gewehre. Ihre Zuversicht grenzte schon an Dummheit, aber das war ihnen nicht klar. Sie dachten, es würde ein Kinderspiel werden, den Kraken zu erlegen.
Keiner von ihnen glaubte, dass sie sich in große Gefahr begaben.
Nebeneinander schritten sie durch den breiten Stollen. Wyatt Buchanan nahm die Sache besonders wichtig. Seine Miene war fast feierlich.
Von den Radioberichten, die halbstündlich durchgegeben wurden, wusste er, in welchem Planquadrat des Kanalsystems sich das Ungeheuer aufhielt. Darauf strebte er mit seinen Freunden zu.
Er hatte Vertrauen in die Sprenggeschosse, mit denen ihre Gewehre

geladen waren. Ein paar von diesen Kugeln mussten das Monster einfach erledigen. Seiner Ansicht nach war es unmöglich, dass der Krake solche Treffer überstand.

Wenn Buchanan auch immer ziemlich kräftig aufschnitt, eines musste man ihm und seinen Freunden bescheinigen: schießen konnten sie. Sie trafen jedes Ziel, ob feststehend oder beweglich, mit erstaunlicher Sicherheit.

Die Jäger erreichten eine Plattform. Etwa ein Stockwerk tiefer verlief der Kanalstollen weiter. Eine eiserne Sprossenleiter führte zu ihm hinunter.

Wyatt Buchanan packte die rostigen Sprossen und kletterte als erster nach unten. Er musste immer der erste sein.

Wenn seine Freunde ihm nicht überall den Vortritt gelassen hätten, wäre er unleidlich geworden. Sobald Nick Ballinger und Walter Bridges bei ihm unten angelangt waren, sagte er leise: »Weiter, Männer. Jetzt kann es nicht mehr weit sein. Ich habe es im Gefühl, dass wir dem Kraken schon ziemlich nahe sind.«

Bridges grinste. »Der wird Augen machen, wenn er uns sieht, was?«

»Gefeuert wird erst auf mein Kommando, verstanden?« sagte Buchanan.

»Okay«, brummte Nick Ballinger.

Sie setzten ihren Weg fort.

Dass sich das Ungeheuer in einem abgemauerten Teil des Kanalsystems befand, zu dem es nur einen Zugang gab, wussten die drei Jäger nicht. Eigentlich hätte es ihnen nicht möglich sein dürfen, in die unmittelbare Nähe des Monsters vorzudringen.

Aber der Krake hatte zwei Mauern zerstört, und so schafften es die Jäger, in den abgemauerten Teil zu gelangen. Die Magnesiumfackel in Buchanans Hand erlosch.

Nick Ballinger schaltete seine Handlampe ein. Sie gingen weiter.

Plötzlich blieb Wyatt Buchanan abrupt stehen. Seine Augen weiteten sich. Ballinger und Bridges schauten in dieselbe Richtung wie er, und Bridges entfuhr ein überwältigtes: »Mann!«

Sie hatten den Kraken entdeckt. Wie ein Gebirge ragte er vor ihnen auf.

Sie waren hinter ihm.

Wyatt Buchanan leckte sich aufgeregt die Lippen. Er hatte damit gerechnet, dass das Biest groß sein würde, aber dass es so groß war, verblüffte auch ihn.

»Menschenskind, ist das eine riesige Trophäe«, stellte Nick Ballinger heiser fest.

»Ein achtarmiger Koloss«, sagte Bridges leise.

»Den wir jetzt fertigmachen werden!« knurrte Wyatt Buchanan und legte sein Gewehr auf die Bestie an.

Seine Freunde folgten seinem Beispiel, aber sie schossen noch nicht, obwohl es sie im Finger mächtig juckte. Diszipliniert warteten sie auf das Kommando ihres Anführers.

***

Noch sahen wir den Kraken nicht, aber wir hörten, wie seine gezähnten Saugnäpfe über die Kanalstollenwände scharrten. Das Gerät des Meeresbiologen funktionierte. Der Apparat lockte das Ungeheuer tatsächlich an, und wir hatten den Vorteil, zu wissen, wohin der Krake kommen würde. Wir brauchten ihn nicht zu suchen. Er konnte uns nicht überraschen. Wir brauchten nur zu warten, bis er da war, und dann konnten wir über ihn herfallen.

Guy Gonzales zuckte neben mir zusammen, als die Spitze eines Tentakels vor dem Eingang in unseren Stollen auftauchte. Ich warf Suko einen raschen Blick zu.

»Bist du bereit?« fragte ich leise. »Schon lange. Ich kann es kaum noch erwarten, loszuschlagen.«

»Ein paar Sekunden noch, dann greifen wir ihn an«, sagte ich.

»Okay.«

Ich wandte mich an Gonzales. »Sie halten sich im Hintergrund. Egal, was passiert, Sie bleiben hier, verstanden?«

Guy Gonzales nickte. »Ich fühle mich diesem Ungeheuer ohnedies nicht gewachsen.«

»Keine Sorge, es wird nicht mehr lange eine Gefahr für London darstellen.«

»Ich wünsche Ihnen viel Glück und drücke Ihnen die Daumen«, sagte der Meeresbiologe.

»Das kann nicht schaden«, gab ich zurück. Meine Augen richteten sich wieder auf den Chinesen. »Jetzt!« zischte ich, und dann wollten wir das Ungeheuer angreifen, aber es kam anders.

Schüsse wummerten hinter dem Kraken. Hinter ihm! Mir war schleierhaft, wie Menschen hinter den Kraken gelangen konnten, wo ich doch von Inspektor Hodges erfahren hatte, dass es zu diesem Teil des Kanalsystems nur einen Zugang gab. Geschosse trafen das Monster.

Seine Fangarme zuckten zurück.

»Verdammt, wer pfuscht uns denn da ins Handwerk?« stieß Suko ärgerlich hervor.

»Bestimmt nicht Inspektor Hodges und seine Leute«, erwiderte ich.

Ein Hieb wie ein Peitschenschlag zertrümmerte Guy Gonzales' Gerät.

Der Apparat zerplatzte förmlich. Seine Bestandteile wirbelten durch den Stollen und klapperten zu Boden.

Immer wieder krachten Schüsse, und unmittelbar danach war ein zweites Knallen zu hören. Da kamen Sprenggeschosse zum Einsatz!

Teufel, wer hatte das befohlen?
Von Sir James Powell ging das bestimmt nicht aus, und jedermann wusste, dass ich die Aktion hier leitete. Wer waren also diese Verrückten, die glaubten, dem Kraken mit Sprenggeschossen den Garaus machen zu können?
Sie konnten das natürlich nicht. Sie reizten das Monster nur, und sie holten es aus der Falle zurück, in die wir es gelockt hatten. Ich war wütend wegen dieser Eigenmächtigkeiten.
Suko und ich versuchten, noch das Beste aus der neuen Situation herauszuholen. Wir stürmten den Stollen entlang. Der Krake reagierte auf die Treffer mit den Sprenggeschossen mit einem gefährlichen Wutanfall.
Er hieb mit seinen Fangarmen gegen die Stollenwände, dass sie erbebten. Mauern kamen wieder zum Einsturz. Es war das perfekte Chaos. Vor uns, neben uns, hinter uns fielen Steine herab.
Der Krake hatte sich den Leuten zugewandt, die auf ihn schossen. Ich hastete mit gezücktem Schwert und schussbereiter Beretta auf das Untier zu. Es bäumte sich auf.
Sein Körper stemmte sich gegen die Decke des Stollens. Krachend fiel ein Teil davon herab. Schutt stürzte uns entgegen und drohte, uns unter sich zu begraben.
Sowohl Suko als auch ich feuerten Silberkugeln ab, damit der Krake auf uns aufmerksam wurde. Die geweihten Geschosse vermochten ihm aber kaum etwas anzuhaben.
Er war so sehr in Fahrt, dass er sich nur schüttelte, als er getroffen wurde. Die Männer, die ihn von der anderen Seite angriffen, waren gezwungen, zurückzuweichen.
Sie feuerten nach wie vor aus allen Rohren. Die Sprenggeschosse zeigten aber nicht die geringste Wirkung. Sie vermochten nicht in die Haut des Kraken einzudringen.
Sie zerplatzten an der Oberfläche. Jeder einzelne Blitz reizte das Ungeheuer noch mehr. Nick Ballinger schoss. Ein Fangarm schnellte ihm entgegen. Er sprang entsetzt zurück. Der Tentakel hieb ihm das Gewehr aus der Hand. Kaum war er unbewaffnet, da stellte sich die Angst ein. Er wich zurück, versteckte sich hinter Wyatt Buchanan und Walter Bridges, die immer noch nicht wahrhaben wollten, dass sie auf verlorenem Posten kämpften.
Auf diese Weise war dem Untier nicht beizukommen. Buchanan feuerte wieder. Ein Fangarm erwischte Walter Briges. Der Tentakel riss den Jäger zu Boden. Bridges spürte einen scharfen Schmerz in seiner Schulter.
Er hatte mehr Glück als Verstand, dass es ihm gelang, sich von dem gezähnten Saugnapf zu lösen. Er rollte atemlos über den Boden, sprang auf die Beine und wich vor dem Ungeheuer zurück.

Nicht so Wyatt Buchanan. Er trotzte der Bestie weiter. Aber nicht mehr lange, denn plötzlich traf ihn ein Tentakel mit ungeheurer Wucht. Der Jäger heulte auf. Die Wucht des Schlages schleuderte ihn gegen die Stollenwand. Er glaubte, sämtliche Knochen wären in seinem Körper gebrochen. Völlig entkräftet ließ er sein Gewehr fallen.

»Nick!« schrie er. »Walter!«

Die beiden standen mit bleichen Gesichtern da.

»Helft mir!« schrie Buchanan.

Da stürmten die beiden zu ihm, packten ihn und ergriffen mit ihm in heller Panik die Flucht.

Das Monster tobte indessen weiter. Die Jäger hatten es mit seinen Sprenggeschossen so sehr gereizt, dass es anscheinend die gesamte Kanalisation zertrümmern wollte.

Mit Desteros Schwert in der Rechten und der Beretta in der Linken ging ich auf das Scheusal los. Steinblöcke rollten mir entgegen. Ich musste immer wieder zurückweichen, kam gegen das Ungeheuer nicht zum Zug.

Ein Tentakel wischte durch die Luft. Ich duckte mich und stieß das Schwert blitzschnell nach oben. Aber ich traf nicht. Der Krake setzte sich von uns ab. Suko feuerte. Mehrmals ließ er die Dämonenpeitsche durch die Luft pfeifen, aber der Krake wurde von den Riemen nicht getroffen.

Mein Kreuz hatte längst zu strahlen angefangen. Es schwächte die Bestie. »Auf die Augen!« rief ich dem Chinesen zu. »Ziel auf die Augen!«

Doch der Krake schien meine Worte verstanden zu haben. Er hob mehrere Tentakel und schützte damit seinen widerlichen Kopf.

Gleichzeitig wuchtete er sich gegen die Stollenwand, und zwar mit so großer Kraft, dass sein Körper sie durchstieß.

Es war unvorstellbar, welche Energie in diesem Ungeheuer steckte. Es wühlte sich durch das Erdreich, durchbrach eine dicke Betonwand und gelangte in einen an den Kanalstollen vorbeiführenden U-Bahn-Schacht.

Das Grauen eskalierte.

Die Strecke war stark frequentiert. Wenn jetzt ein Zug durch den Stollen raste und gegen das Monster prallte, gab es Dutzende Tote!

Mir standen die Haare zu Berge.

»Meine Güte!« keuchte Suko. »Was nun, John? Das gibt eine Katastrophe!«

Wir verfolgten das Monster nicht, das im U-Bahn-Tunnel verschwunden war, sondern machten kehrt. Wir eilten zu Inspektor Hodges und seinen Männern. Guy Gonzales gesellte sich zu uns.

»Tut mir leid für Ihren Apparat«, sagte ich hastig.

Der Meeresbiologe winkte ab. »Ich habe noch die

Konstruktionspläne, kann mir also so ein Gerät jederzeit wieder bauen.«

»Was ist passiert?« wollte Inspektor Hodges wissen. »Das hörte sich vorhin an, als hätte jemand mit Gewehren geschossen, und mit Sprengmunition.«

Ich nickte. »Das waren drei Männer.« Ich hatte sie kurz gesehen.

»Verdammt, wie gelangten die hinter den Kraken?«

»Das müssen Sie selbst herausfinden. Wäre nicht übel, wenn Sie diesen Leuten wegen ihres eigenmächtigen Handelns Schwierigkeiten machen würden.«

»Worauf Sie sich verlassen können«, knurrte Hodges. »Was wurde aus dem Kraken?«

»Die drei Männer haben ihn verscheucht. Er hat sich in einen U-Bahn Tunnel zurückgezogen.«

»Das darf nicht wahr sein«, stöhnte Inspektor Hodges.

»Veranlassen Sie, dass sofort sämtliche Züge in diesem Streckenabschnitt gestoppt werden«, trug ich ihm auf.

Er setzte über Funk eine Blitzverbindung mit den entsprechenden Leuten her. Augenblicke später blickte er mich mit Kummer beladener Miene an.

»Sämtliche Züge werden angehalten, Oberinspektor. Bis auf einen. Er befindet sich bereits kurz vor der Mac Arthur Station. Man könnte ihn erst da abfangen Aber zwischen ihm und der Station befindet sich der Krake!«

***

Archie Nottering hätte den Zug im Schlaf steuern können. Jeder Handgriff war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Es war ein ruhiger Job, den er hatte. Die meiste Arbeit machten die Computer. Sie überwachten die Strecke und den Zug, der auch ohne menschliche Führung hätte fahren können. Man hatte sich dazu nur deshalb noch nicht entschlossen, weil man der Technik, doch nicht vollends traute. Es war besser, sie von einem Menschen überwachen zu lassen.

Seit sieben Jahren fuhr Archie Nottering die Strecke nun schon. Es war zum Einschlafen. In den sieben Jahren war noch nie etwas passiert.

Kein. Unfall in den Stationen. Kein überfall in den Waggons Nichts.

Nottering war froh darüber. Er hasste Aufregungen, neigte zu hohem Blutdruck und ging deshalb auch privat jedem Ärger aus dem Weg.

Leider ließen sich Aufregungen nicht immer vermeiden.

Schon gar nicht dann, wenn man eine hübsche fünfzehnjährige Tochter hat, die es schon unbedingt wissen möchte, und die von den Jungs umschwärmt wurde wie das Licht von den Motten.

Neulich war einer der rotznäsigen Verehrer seiner Tochter frech

geworden. »Alter Knacker!« hatte er Archie Nottering genannt, aber mehr hatte der Junge nicht gebraucht.

Nottering hatte ihn gepackt und die Treppe hinuntergeworfen. Darauf war er heute noch stolz, denn so viel Kraft und Entschlossenheit hätte ihm das freche Bürschchen nämlich nie zugetraut.

Ihm fiel die Szene eben wieder ein, und er grinste.

Aber schon im nächsten Moment fiel ihm dieses Grinsen buchstäblich aus dem Gesicht.

Das Zuglicht erfasste ein Hindernis.

Groß wie ein Berg war es. Es füllte den Tunnel aus, find es bewegte sich, kam näher, hatte acht Arme, die mit Saugnäpfen besetzt waren, und riesige Augen, die das grelle Licht reflektierten.

»Großer Gott!« stöhnte Archie Nottering auf.

Er leitete sofort eine Notbremsung ein. Was an Kraft vorhanden war, um den Schwung des Zuges abzufangen, wurde eingesetzt. Sie wirkte auf die Räder und auf die Schienen.

Funken spritzten unter den Waggons hervor. Die Fahrgäste fielen von den Sitzen. Jene, die standen, wurden zu Boden geworfen. Schrille Schreie gellten in den Waggons auf.

Der Zug rutschte mit abnehmender Geschwindigkeit auf den Riesenkraken zu. Nottering starrte dem Untier fassungslos in die Augen.

Er stemmte sich gegen den Druck, der auch ihn vorwärts reißen wollte.

Ging das noch gut aus? Würde der Zug noch vor dem Kraken stehenbleiben? Wenn ja, dann konnte man zwischen U-Bahn und Ungeheuer nur noch ein Zeitungsblatt schieben.

Furchtbare Szenen spielten sich in den Waggons ab.

Schreiende Menschen lagen aufeinander. Kinder weinten. Mütter versuchten sie in ihren Schutz zu bringen.

Nottering stand der kalte Schweiß auf der Stirn. Der Zug rutschte immer noch, und das Monster war schon so verdammt nahe. Die letzten Yards.

Notterings Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen.

Seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Bleib stehen! dachte er verzweifelt. So bleib doch endlich stehen, du verdammter Zug!

Da hielt der Zug an. Gefährlich knapp vor dem achtarmigen Ungeheuer.

Nottering riss sich von diesem scheußlichen Anblick los. Mittels Knopfdruck öffnete er sämtliche Waggontüren, und er setzte sich über Lautsprecher mit den Fahrgästen in Verbindung.

»Raus!« schrie er ins Mikrophon. Seine Stimme überschlug sich.

»Alles raus!«

Die Leute reagierten darauf hysterisch. Niemand fragte, warum er den Zug verlassen sollte. Jeder versuchte nur, der erste zu sein. Es gab ein Gedränge an den Türen.

Die Stärkeren stießen die Schwächeren beiseite. Kinder wurden von ihren Eltern getrennt. Namen wurden geschrien. In wilder Panik flohen die Fahrgäste durch den U-Bahn Tunnel.

Es war entsetzlich.

Auch Nottering wollte den Zug verlassen. Der Krake schlug mit zwei Tentakeln zu. Die schweren, starken Fangarme zertrümmerten das Glas, drückten das Blech ein. Elektrische Funken zischten auf. Knisternde Spannungsfelder rasten über den Krakenkörper, doch sie vermochten ihm nichts anzuhaben.

Die gewaltigen Treffer der beiden Tentakel schüttelten den U-Bahn-Zug so heftig, dass es Nottering unmöglich war, sich auf den Beinen zu halten. Er fiel, versuchte, sich irgendwo festzuhalten, griff daneben und landete hart auf dem Boden.

Durch eines der zerschmetterten Fenster kroch ein Fangarm herein. Er war auf der Suche nach Archie Nottering. Tastend glitt der Tentakel über den Boden, wie eine blinde Schlange.

Er schob sich rauh auf den U-Bahn-Führer zu.

Der Mann wurde kalkweiß im Gesicht.

Er krebste zitternd zurück.

Der Fangarm folgte ihm. Nottering sprang schreiend auf und kletterte durch eines der kaputten Fenster. Er schnitt sich die Hände an den Glasscherben auf, doch er achtete nicht darauf.

Das war alles nicht so schlimm, wenn er bloß sein Leben behalten durfte. Ein Fangarm peitschte seitlich am Zug vorbei. Der Tentakel hätte Archie Nottering erschlagen, wenn er sich nicht einen Sekundenbruchteil früher fallengelassen hätte.

Er landete auf dem steinigen Untergrund des Tunnels. Der Fangarm demolierte den Triebwagen. Er schleuderte ihn beinahe von den Schienen. Zwei weitere Fangarme packten den Triebwagen und rissen das Dach auf wie den Deckel einer Sardinenbüchse.

Für Archie Nottering war das alles so unfassbar, dass er keinen Gedanken daran verschwendete, woher dieses gefährliche Ungeheuer kam. Er kreiselte nur herum und ergriff mit langen Sätzen die Flucht.

Der Krake verlor rasch das Interesse an dem Zug. Er wandte sich um und strebte der U-Bahn-Station zu, denn dort warteten Menschen.

Menschen, die er töten wollte.

***

Ballinger und Bridges schleppten sich mit Wyatt Buchanan ab. Der angeberische Jäger hatte die Strafe für seinen Leichtsinn erhalten, und

er musste froh sein, dass es nicht noch schlimmer gekommen war.
Sein Jackett und das Hemd waren zerfetzt. Blutige Striemen zogen sich über die Brust. Er hatte Schmerzen beim Atmen und fühlte sich hundeelend, was er jedoch niemals zugegeben hätte.
Bridges selbst verletzt stöhnte: »Wer hätte das für möglich gehalten. Es ist unvorstellbar. Ich habe ein solches riesiges Ungeheuer nie zuvor gesehen.«
»Niemand hat das«, sagte Ballinger keuchend.
Sie erreichten die Eisenleiter, die sie vor kurzem erst voller Optimismus heruntergeklettert waren. Geschlagen stiegen sie die Sprossen nun hoch. Alle drei Gewehre hatten sie verloren, aber Buchanan weinte den Waffen nicht nach. Er besaß genug Geld, um sich jederzeit neue kaufen zu können.
Er tat sich beim Klettern am schwersten, biss aber die Zahne zusammen und fing sich allmählich wieder. Oben warteten Ballinger und Bridges auf ihn. Sie wollten ihn wieder stützen, doch er schüttelte den Kopf.
»Es geht schon wieder. Ich danke euch, Kameraden. Ich werde euch nie vergessen, was ihr für mich getan habt.«
Atemlos kehrten sie zu jenem Schacht zurück, durch den sie in die Kanalisation eingestiegen waren.
»Dass ihm nicht einmal Sprenggeschosse etwas anhaben konnten, ist bedenklich«, sagte Walter Bridges. »Wie soll man mit diesem Biest denn fertig werden?«
»Das«, sagte Wyatt Buchanan grimmig, »ist jetzt nicht mehr unser Problem, Freunde. Wir sind vor dem Ungeheuer nicht geflohen. Es war ein taktischer Rückzug, auf diese Feststellung lege ich größten Wert. Wir sind keine Feiglinge, das haben wir bewiesen. Wir haben der Polizei gezeigt, wie man das Ungeheuer angreift. Jetzt sollen die Bullen mal etwas für das Geld von uns Steuerzahlern tun.«
Sie verließen die Kanalisation. Der Zufall wollte es, dass sie dabei von der Besatzung eines Streifenwagens beobachtet wurden, und die Polizisten taten etwas für das Geld der Steuerzahler: sie nahmen Wyatt Buchanan, Nick Ballinger und Walter Bridges vorläufig fest.

***

Jetzt war guter Rat teuer. Welchen Weg sollten wir einschlagen? Sollten wir dem Ungeheuer durch den U-Bahn-Tunnel folgen? Oder war es besser, mit dem Wagen zur MacArthur Station zu rasen, denn dorthin war der Krake unterwegs?
Fest stand, dass wir schneller vorwärtskamen, wenn wir den Bentley nahmen. Die U-Bahn-Station befand sich fast eine Meile von unserer derzeitigen Position entfernt.
Aus dem Loch, das das Monster in die Kanalstollenwand gebrochen

hatte, strömten die Menschen, die aus den U-Bahn-Waggons geflohen waren. Schreien, Weinen, Schluchzen. Namen wurden fortwährend gerufen.

»Kümmern Sie sich um die Leute«, sagte ich zu Inspektor Hodges..

»Okay, Sir.«

»Fordern Sie Krankenwagen für die Verletzten. Sorgen Sie dafür, dass die Menschen in ihrer Angst nicht für sich selbst zur Gefahr werden.«

»Das kriege ich schon unter Kontrolle, Sir«, sagte Inspektor Hodges zuversichtlich.

Ich wusste, dass diese Aufgabe in seinen Händen bestens aufgehoben war. »Komm, Suko«, sagte ich hastig. »Unser Typ wird in der U-Bahn-Station verlangt.«

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?« fragte Guy Gonzales.

»Nein, vielen Dank. Sie haben schon genug getan. Den Rest besorgen wir.«

Die Uniformierten nahmen die aufgeregten Leute in Empfang, während wir davon stürmten. Inspektor Hodges überschrie das Geschrei der Menschen und ließ sie wissen, dass sie nun keine Angst mehr zu haben brauchten, sie wären in Sicherheit. Einige glaubten es ihm sofort, andere zweifelten noch daran.

»Ist jemand verletzt?« fragte er, und seine Leute sortierten jene aus, die durch die Notbremsung Blessuren erlitten hatten.

Suko und ich hasteten indessen durch den Stollen zurück. Als wir die Themse erreichten, bekamen wir endlich wieder bessere Luft zu atmen.

Dort stand mein Bentley.

Wir eilten darauf zu. Milford Raffins Wagen stand auch da. Seine Fotos würden noch nach seinem Tod um die Welt gehen. Das hatte er sich gern gewünscht. Deshalb hatte er dieses hohe Risiko auf sich genommen.

Die Aufnahmen würden ihn nach dem Tod noch berühmt machen. Ich hatte ihn nicht gemocht, aber es wäre mir lieber gewesen, er hätte nicht so viel riskiert und wäre jetzt noch am Leben gewesen.

Ich schloss den Bentley auf.

Wir stiegen ein.

Die Tür auf Sukos Seite war noch nicht einmal zu, da raste ich schon los, denn es war keine Zeit zu verlieren. Immerhin war der Krake auf dem Weg zur MacArthur Station.

Und Menschen warteten da auf den Zug…

***

Der Mann trug einen sandfarbenen Leinenanzug, die junge Frau, die mit ihm die Stufen hinunterging, hatte einen roten Rock, einen schwarzen ärmellosen Pullover und eine langärmelige weiße Bluse an,

deren Kragen ausgeschlagen war. Sie redeten über den Film, den sie gesehen hatten, den neuesten Geniestreich des Erfolgsautors Neil Simon. Sie lachten jetzt noch über die Fülle von Gags und die witzigspritzigen Dialoge, die niemand besser auf die Kinoleinwand bringen konnte als Simon.

Sie erreichten den Bahnsteig der U-Bahn-Station. Vor einem großen dunklen Plakat stand ein Mann, den die beiden jedoch kaum beachteten.

Weiter vorne standen noch Leute. Sie alle warteten auf das Eintreffen des Zuges, der eigentlich schon überfällig war.

Man vermutete, dass die U-Bahn in der vorherigen Station aufgehalten worden war. Vielleicht ein Unfall. Oder ein technisches Gebrechen.

Ab und zu trat einer der Wartenden an die Bahnsteigkante und schaute in die Richtung, aus der der Zug zu erwarten war. Wie ein schwarzes Loch sah der Tunnel aus. Er krümmte sich schon nach zwanzig Yards, so dass der Zug erst kurz vor Erreichen der Station zu sehen war.

»Weißt du, worauf ich mich freue, wenn wir nach Hause kommen?« sagte der Mann im sandfarbenen Anzug.

»Worauf denn, Hank?« fragte die junge Frau.

»Auf ein gut gekühltes Fläschchen Bier.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was du in letzter Zeit Bier in dich hineinschüttetest.«

Er klopfte sich grinsend auf den flachen Bauch. »Ich kann es mir erlauben. Wenn ich Fett ansetzen würde wie dein Vater, würde ich's sofort lassen.«

»Das glaube, wer will. Ich nehme dir das jedenfalls nicht ab.«

»Hör mal, Karla, zweifelst du etwa an meiner Willenskraft?«

»Ja, mein Lieber, das tue ich, und zwar ganz kräftig.«

»Ich könnte dir beweisen, dass du dich irrst, aber das ist es mir nicht wert. Verdammt, wo bleibt denn nur der Mistzug so, lange? Soll ich hier verdursten?« Hank ging zur Bahnsteigkante vor.

Im selben Moment passierte es.

Aus dem U-Bahnstollen schossen zwei Krakenarme. Ein Tentakel wischte auf Hank zu.

»Hank!« kreischte Karla entsetzt auf.

Der Mann, der vor dem Plakat stand, riss verstört die Augen auf.

Blitzschnell wickelte sich der Fangarm um Hank. Die gezähnten Saugnäpfe bissen sich an ihm fest.

Rings um den Kopf hatte er den Fangarm des Kraken. Er konnte nichts mehr sehen, bekam kaum noch Luft. Er brüllte seine Todesangst aus Leibeskräften heraus.

Karla stand wie gelähmt da. Sie konnte nichts tun. Nicht einmal den

kleinen Finger konnte sie bewegen, so schwer war sie geschockt. Hank wurde hochgerissen. Aus dem mehrfach um ihn geschlungenen Fangarmwulst ragte sein linker Arm nach oben.

Der Krake öffnete gierig sein Maul. Es sah schlecht für Hank aus Niemand schien ihm mehr helfen zu können…

***

Wir erreichten die U-Bahn-Station, sprangen aus dem Bentley, den ich auf dem Gehsteig stehen ließ, weil sonst kein Platz war, flankten über die Absperrung und jagten die Stufen hinunter.

»Hoffentlich hat er dort unten noch nicht zu wüten begonnen!« keuchte Suko. Er war trotz seines Schwergewichts fast ebenso schnell wie ich.

Nach wie vor war er mit der Beretta und mit der Dämonenpeitsche bewaffnet.

Die Zeit brannte uns auf den Fingernägeln. Würden wir es schaffen, den Bahnsteig vor dem Ungeheuer zu erreichen?

Der Schrei einer Frau gellte auf. Da wussten wir, dass das Monster schneller gewesen war. Wir forcierten unser Tempo. Ich sprang immer gleich über drei Stufen. Bei der Geschwindigkeit war das nicht ungefährlich. Wenn ich abrutschte, konnte ich mir den Hals brechen.

Aber ich dachte in diesen Augenblicken nicht an mich, sondern nur an die Menschen dort unten, die in großer Gefahr schwebten und die ich retten musst. Endlich langte ich unten an.

Ich sah einen Mann und eine Frau.

Und ich sah zwei Krakenarme. Einer davon war um einen Mann geschlungen. Meine Kopfhaut spannte sich. Das Monster wollte dieses Opfer mit einem grausamen Biss töten.

Ich durfte es nicht zulassen.

Mein Kruzifix strahlte. Ich schoss nach dem Maul des Ungeheuers. Es schüttelte sich unwillig. Mit hochgeschwungenem Schwert stürmte ich auf den Tentakel zu. In den Streich legte ich meine ganze Kraft.

Von oben nach unten führte ich die Klinge, die im Feuer der Hölle geschmiedet worden war. Sie traf den dicken Tentakel und hieb ihn durch. Weich wie Butter war er für Desteros Schwert gewesen. Jetzt fiel er ab.

Suko war sofort zur Stelle.

Er knallte mit der Dämonenpeitsche. Die drei Riemen trafen den abgetrennten Tentakel. Sofort rollte sich der Fangarm auf und gab den verstörten Mann frei, der selbst für sein Leben keinen Penny mehr gegeben hätte.

Langsam löste sich der Fangarm auf. Hank sprang auf, packte Karla und hetzte mit ihr die Stufen hoch. Wir schrien allen anderen Leuten zu, ebenfalls die Station schnellstens zu verlassen.

Sie flohen unverzüglich. Nun brauchten wir nur noch auf uns aufzupassen. Das machte die Sache ein bisschen leichter. Da der erste Schwertstreich so erfolgreich gewesen war, hieb ich gleich noch einmal zu.

Die Klinge verfehlte den zweiten Tentakel nur deshalb um Haaresbreite, weil das Ungeheuer ihn blitzschnell zurückzog. Und dann schob sich das gesamte Monster aus dem Tunnel, der seine Bewegungsfreiheit beeinträchtigte.

Wie Blitzstrahlen rasten uns die Fangarme entgegen. Desteros Schwert pfiff durch die Luft. Abermals gelang es mir, einen Tentakel abzutrennen.

Das Ding knallte auf den Bahnsteig: Es wälzte und ringelte sich, lebte weiter. Und nicht nur das.

Aus dem abgeschlagenen Fangarm wurde ein zweiter Krake!

***

Das zweite Monster war kleiner. Aber nicht ungefährlich. Es bewegte sich wesentlich schneller als der Stammkrake. Suko schlug mit der Dämonenpeitsche nach ihm. Das Biest wich jedoch gedankenschnell aus und packte das rechte Bein des Chinesen.

Ein kraftvoller Ruck. Suko stürzte.

Er fiel aufs Kreuz. Der kleinere Krake war sofort über ihm. Die Situation war für meinen Freund ernst. Ein Fangarm drückte seine Hand nieder, die die Peitsche hielt. Er konnte diese Waffe nicht mehr gegen das Untier einsetzen. Aber er hatte noch die Beretta zur Verfügung.

Atemlos richtete er die Waffe nach oben. Er drückte ab. Die Bestie zuckte zusammen, ließ aber von ihm nicht ab. Sein zweites Silbergeschoß wühlte sich tief in den schwarzen Körper.

Der Ableger des Höllenwesens fiel zur Seite. Die Silberkugel musste eine verwundbare Stelle erwischt haben. Sukos Arm war wieder frei.

Zwei Tentakel wollten ihn auf dem Boden festhalten, doch der Chinese rollte von ihnen weg und federte auf die Beine.

Schwungvoll holte er mit der Dämonenpeitsche aus.

Die Riemen trafen nicht nur das Biest, sie schnitten auch sofort tief in seinen Körper ein. Ein Zischen war zu hören. So, als würde jemand aus einer aufblasbaren Puppe die Luft rauslassen.

Und etwas Ähnliches passierte mit dem zweiten Kraken.

Er schrumpfte zusammen, wurde klein und immer kleiner, bis er die Größe einer Kinderfaust erreichte, und als Suko noch einmal zuschlug, löste sich das Höllenwesen vollends auf.

Ein Teilsieg war errungen.

Aber leider noch nicht mehr als das.

***

Sechs Arme besaß das Ungeheuer nur noch. Das waren genau um sechs Arme zuviel. Ich hatte gesehen, was aus den Tentakeln wurden, wenn ich sie abschlug, und mir war sofort klar, dass unsere Situation schlimmer wurde, wenn ich das noch mal machte.

Es war kein echter Gewinn, dem Höllenkraken die Tentakel abzuschlagen, denn jeder abgetrennte Arm würde zu einem Ableger der Bestie werden. Uns genügte dieser eine Gegner. Wir konnten es uns nicht leisten, es gleich mit mehreren von dieser Sorte zu tun zu kriegen.

Als ich sah, dass Suko in Bedrängnis kam, wollte ich ihm zu Hilfe eilen, doch das ließ der Riesenkrake nicht zu. Er hämmerte mir einen seiner Fangarme gegen den Rücken, das ich auf den Boden knallte.

Ein heftiger Schmerz durchzuckte mein Kreuz. Suko war gezwungen, sich selbst zu helfen. Er tat dies auch mit Erfolg, wie ich erleichtert feststellte. Keuchend erhob ich mich.

Das Strahlen meines Silberkreuzes setzte dem Ungeheuer arg zu. Es hob immer wieder abwehrend seine Schlangenarme. Dadurch gelang es mir, näher heranzukommen.

Wo sein Herz war, wusste ich. Aber es gelang mir nicht, mich so nahe meinem Gegner zu nähern, um ihm den tödlichen Stoß zu versetzen.

Fortwährend peitschten Arme durch die Luft.

Ich musste höllisch aufpassen. Ein einziger Schlag konnte mich töten.

Die Kräfte des Lichts wirkten pausenlos auf das Ungeheuer ein. Sie schwächten den Kraken.

Es gelang ihnen auch, ihn festzunageln. Er konnte nicht mehr Reißaus nehmen, indem er irgendeine Wand durchbrach. Er musste bleiben und sich dem Kampf stellen. Dazu zwang ihn mein Kreuz, das unbedeckt vor meiner Brust hing.

Ein Tentakel sauste von oben herab auf mich zu. Ich stieß mein Schwert nach oben. Der Fangarm traf die Klinge. Tief drang das Schwert in ihn ein. Der Krake riss den Arm augenblicklich zurück. Mit diesem Ruck spaltete er den Tentakel, und er besaß wiederum einen Fangarm mehr.

Verdammt, war diesem Teufel denn nicht beizukommen? Ich stürzte mich schlagend und stechend vorwärts. Ich wagte es, auf einen Fangarm zu springen. Sofort wollte dieser mich schnappen, doch ich handelte schneller.

Desteros Schwert traf den Kopf des Ungeheuers. Es war kein vernichtender Schlag, aber die Klinge drang doch so tief unter die Schädelkapsel, um die Statosysten des Untiers zu verletzen.

Plötzlich verfügte das Monster über keinen Gleichgewichtssinn mehr. Es sank zur Seite, lehnte an der Stationswand, seine Bewegungen wurden unkontrolliert, aber wie sich herausstellte, war das Biest nun erst recht gefährlich.

Es sackte zu Boden, richtete sich wieder auf, kippte nach hinten, streckte mir seine Tentakel entgegen und ich übersah einen Fangarm. Die anderen wehrte ich mit dem Schwert ab.

Suko versuchte mir beizustehen. Ein Fangarm stieß ihn hart zurück. Er fiel, sprang aber gleich wieder auf und schlug nach dem Tentakel, als dieser ihn noch mal zu Boden befördern wollte.

Die gezähnten Saugnäpfe fraßen sich durch meine Kleidung. Sie bissen sich an mir fest. Der Schmerz war fürchterlich. Ich presste die Zähne zusammen. Am liebsten hätte ich laut aufgeschrien.

Sukos Peitsche traf den Tentakel.

Der Fangarm begann sofort zu schrumpfen. Wie ein Teleskop zog der Krake den getroffenen Arm ein, und er vermochte ihn nicht wieder auszustrecken. Suko versuchte dasselbe noch einmal.

Klatsch.

Wieder verlor der Kopffüßer einen gefährlichen Arm.

Dafür schien alle Kraft, die dem Untier zur Verfügung stand, in die verbleibenden Arme zu fließen. Der Druck des mich umklammernden Tentakels verstärkte sich.

Ich konnte kaum noch atmen.

Das Biest hob mich auf sein Maul zu, das am Grund des Armtrichters inmitten der Armbasen lag. Die kreisförmige Lippe öffnete sich, und ich sah die beiden chitinigen Kiefer, die von der Wand des muskulösen Schlundkopfes gebildet wurden.

Mich packte das nackte Entsetzen. Dieser verdammte Papageienschnabel sollte mein Ende sein.

Guy Gonzales hatte erzählt, dass umfangreiche Speicheldrüsen in den Schlundkopf münden, von denen die hinteren meist Gift abgeben können, wodurch eine sich wehrende Beute gelähmt werden kann.

Stand mir das bevor?

Dadurch, dass der Fangarm mich umschlungen hatte, hatte sich mein Hemd vor das Silberkreuz geschoben, und das wertvolle Kruzifix konnte seine ganze Kraft nicht entfalten.

Ich starrte bestürzt in den Schlund des Ungeheuers.

Meinen rechten Arm konnte ich nicht bewegen. Er wurde festgehalten.

Aber der linke Arm war frei. Ich feuerte aus nächster Nähe zwei Silbergeschosse in das Monstermaul.

Es klappte zu.

Ich richtete meine Beretta nach oben, zielte auf eines der beiden Augen, die mich mordlüstern anstarrten, und zog den Stecher noch einmal durch. Ein gewaltiger Ruck ging durch den Körper des Ungeheuers.

Es hieb in die Luft, Augenflüssigkeit spritzte umher, der Fangarm ließ mich los, ich sauste in hohem Bogen davon und wartete

zusammengekrümmt und mit verzerrtem Gesicht auf den Aufprall.

Er war schmerzhaft.

Aber ich überlebte ihn.

Das Scheusal sah nur noch mit einem Auge. Es griff nicht mehr an, hatte zuviel mit sich selbst zu tun. Da es über keinen Gleichgewichtssinn mehr verfügte, drehte es sich und rollte hin und her.

Suko schlug unermüdlich mit der Dämonenpeitsche zu. Ein Arm nach dem andern schrumpfte. Der Chinese bereitete das Scheusal für den Untergang vor. Mühsam erhob ich mich.

Drei Fangarme standen dem Höllenwesen nur noch zur Verfügung. Suko hatte gute Vorarbeit geleistet. Nun musste ich dem Ungeheuer den Rest geben. Humpelnd näherte ich mich der Bestie.

Bevor ich mit dem Schwert angriff, setzte ich noch einmal die Beretta ein. Eiskalt zielte ich auf das zweite Auge. Als ich sicher war, dass es ein hundertprozentiger Treffer sein würde, zog ich den Stecher durch.

Krachend entlud sich die Waffe. Nun war der Krake blind.

Und von acht Fangarmen standen ihm nur noch drei zur Verfügung. Jetzt musste er zu packen sein. Das todgeweihte Monster fiel und rollte mir entgegen. Ich wich nicht zurück.

Suko wollte wieder mit der Dämonenpeitsche zuschlagen, doch ich hielt ihn davon ab. Jetzt sollte Desteros Schwert den Schlusspunkt setzen.

Entschlossen trat ich näher an das Ungeheuer heran. Es konnte mich nicht sehen, aber es roch mich, und sofort schnellte es wieder hoch.

Noch einmal stellte es sich zum Kampf — und es war noch nicht entschieden, wer siegen würde…

***

Als Sheila Conolly erfuhr, dass ihr Mann lebte, brach sie in Freudentränen aus. »Ich hab's gefühlt«, flüsterte sie. »Ich hab's gewusst.« Glücklich rief sie ein junges Mädchen an, das sie schon öfter als Babysitter engagiert hatte. Der kleine Johnny sollte nicht allein im Haus bleiben, wenn sie zu ihrem Mann in die Klinik fuhr.

Dee hieß das Mädchen. »Verzeihen Sie, dass ich Sie so überfalle, Dee«, sagte Sheila. »Aber ich erhielt soeben einen Anruf und muss ganz dringend weg. Würden Sie mir den Gefallen tun und sich das Fernsehprogramm bei uns ansehen? Ich wäre Ihnen unendlich dankbar.«

»Aber natürlich, Mrs. Conolly«, erwiderte Dee. »Das macht mir nichts aus.«

»Sie sind sehr hilfsbereit.«

»Mache ich doch gern.«

»Wann können Sie hier sein? Nehmen Sie ein Taxi. Ich bezahle es.«

»Fünf, maximal sieben Minuten«, antwortete Dee und legte auf.

Sheila holte eine Reisetasche aus dem Schrank. Sie packte ein paar Kleidungsstücke für ihren Mann ein, denn die alten waren nicht mehr zu verwenden, hatte man ihr gesagt.

Ungeduldig wartete sie auf Dees Eintreffen. Sie freute sich unsagbar auf ein Wiedersehen mit Bill, und sie wusste jetzt schon, dass sie die Tränen nicht zurückhalten können würde wenn er sie in seine Arme nahm.

Bill sie hatte ihn wieder, ihre Bitte an Gott, ihr den Mann nicht zu nehmen, war erhört worden. Es war gut gewesen, Johnny noch nichts von der Katastrophe zu erzählen. Der Junge würde nun nichts davon mitbekommen, und das war gut so. Er hätte darunter gelitten, denn er hing an seinem Vater sehr.

Dee fuhr sechs Minuten nach dem Telefonat vor dem. Haus der Conollys vor. Sheila stürmte hinaus. Dee, ein blondes frisches Mädchen mit vielen Sommersprossen, stieg aus dem Taxi.

»Johnny ist schon eine Weile im Bett«, sagte Sheila. »Vermutlich schläft er schon.«

»Bleiben Sie lange weg?« fragte Dee.

»Das weiß ich noch nicht. Ich muss meinen Mann abholen.« Sheila sagte absichtlich nicht, von wo, sonst hätte ihr Dee viele Fragen gestellt, und dazu war jetzt keine Zeit.

»Ich werde ab und zu nach dem Jungen sehen«, versprach Dee.

»Sie machen das schon richtig«, erwiderte Sheila. Während der Babysitter ins Haus ging, setzte sich Sheila in das Taxi und nannte den Namen der Klinik, zu der sie wollte.

Selbst fahren wollte sie nicht, dazu war sie viel zu aufgeregt. Das Taxi fuhr los. Fünfzehn Minuten später erreichte es das Krankenhaus. Sheila bezahlte den Fahrpreis, gab Trinkgeld und stieg hastig aus. In ihrer Eile vergaß sie die Reisetasche. Der Taxifahrer lief ihr damit nach. Er erreichte sie in der Halle.

»Danke«, sagte Sheila und lächelte verlegen. »Vielen Dank. Ich bin ganz durcheinander.« Sie begab sich zur Aufnahme. »Ich bin Mrs. Conolly. Mein Mann…«

»Es ist alles in Ordnung, Mrs. Conolly«, sagte eine dunkelhäutige dickliche Krankenschwester zu ihr. »Wenn sich Ihr Mann ein paar Tage lang schont, ist er wieder ganz obenauf.«

Die Schwester nahm ihr die Tasche ab und bat sie, zu warten. Sheila ging in der Krankenhaushalle nervös auf und ab. Plötzlich vernahm sie hinter sich das Schnappen einer Tür. Sie wusste sofort, dass Bill gekommen war. Sie flog förmlich herum, und da stand er, ein wenig blass, aber um ein warmes Lächeln bemüht.

»Bill!« Sheila lief auf ihn zu. »Oh, Bill, ich bin ja so froh, dich wiederzuhaben.«

Sie sank an seine Brust. Er schloss seine Arme um sie und sagte leise:
»Las uns nach Hause gehen, Sheila.«
»Wie fühlst du dich?«
»Es geht.«
Sie lachte und weinte zugleich. »Ich werde dich pflegen, mein Liebling. Ich werde alles tun, damit du ganz schnell wieder gesund wirst.«
Die gezähnten Saugnäpfe hatten ihn an verschiedenen Körperstellen verletzt. Die Wunden waren verarztet worden, und da die Verletzungen nicht allzu schlimm waren, hatten sich die Ärzte entschlossen, Bill Conolly, Lloyd Miles und Joel Wallace in häusliche Pflege zu entlassen.
Sie nahmen wieder ein Taxi.
Zu Hause angekommen, ging Bill Conolly zu Johnny hinauf. Der Junge schlief friedlich mit zu Fäustchen geballten Händen. Bill beugte sich über ihn und küsste ihn auf die Stirn.
»Gute Nacht, mein Junge«, flüsterte er, und dann wurden auch seine Augen feucht, denn jetzt erst kam ihm zum Bewusstsein, was er alles verloren hätte, wenn der Krake ihn getötet hätte.

***

Selbstverständlich wurde Superintendent Sir James Powell über den Fortgang des Falles auf dem Laufenden gehalten. Als man ihm berichtete, dass John Sinclair und Suko die Höllenbestie in der MacArthur Station gestellt hatten, ließ er seinen Wagen vorfahren.
Er verließ das Scotland-Yard-Gebäude und ließ sich von seinem Chauffeur zu jener U-Bahn-Station bringen. Ein Menschenauflauf war da. Die Polizei hatte die Station hermetisch abgeriegelt. Niemand durfte hinunter.
Rundfunk, Fernsehen und die Presse waren da, um einen Situationsbericht zu liefern. Als die Reporter den Yard-Chef erblickten, stürzten sie sich auf ihn.
»Sir James, ein paar Fragen…«
Blitzlichter flammten auf. Fernsehkameras wurden auf den Superintendenten gerichtet. Mikrophone wurden ihm vor den Mund gehalten. Er hasste diesen Trubel. Es war ihm lieber, wenn Scotland Yard ohne Aufsehen arbeitete. Aber das war in diesem Fall nicht möglich.
Nicht der Yard, sondern der Krake hatte für dieses Aufsehen gesorgt.
»Wissen Sie, woher dieses Ungeheuer kommt, Sir James?« wurde er gefragt.
»Nein«, antwortete er. »Das weiß ich nicht.«
»Denken Sie, dass Oberinspektor Sinclair mit diesem Ungeheuer fertig wird?«

»Wenn es einer schafft, dann nur er«, sagte Sir James überzeugt.
»Angenommen, er hat Pech. Was dann?«
»Er wird dieses Scheusal besiegen, darauf können Sie sich verlassen.«
»Was aber, wenn er an dieser Bestie scheitert? Welche Maßnahmen werden Sie dann ergreifen?« wollte ein besonders lästiger Reporter den Superintendenten festnageln.
Aber solche Leute fertigte Sir James stets mit einer stereotypen Antwort ab: »Kein Kommentar.« Er winkte zwei Beamte zu sich und bat die Reporter höflich, aber bestimmt, sie mögen ihn jetzt in Ruhe lassen, und die beiden Beamten sorgten dafür, dass die Reporter diese Bitte respektierten.
Sir James trat durch die Polizeisperre. Sein Blick richtete sich auf den Eingang der U-Bahn-Station. Dort unten tobte in diesen Augenblicken ein furchtbarer Kampf, und John Sinclair und Suko setzten einmal mehr ihr Leben im erbitterten Kampf gegen das Böse ein.
Es wäre schlecht um die Stadt bestellt gewesen, wenn es diese beiden mutigen Männer nicht gegeben hätte.

***

Ich wuchtete mich dem blinden Kraken entgegen. Er ortete mich mit seinem chemischen Sinn. Sofort peitschte einer der drei restlichen Tentakel auf mich zu.
Ich tauchte unter dem gefährlichen Schlag durch. Der Krake schwenkte den Arm und hieb von oben nach unten nach mir. Ich federte blitzschnell zur Seite. Der schwere Arm krachte neben mir herab. Dadurch bekam der harte Beton des Bahnsteigs tiefe Sprünge.
Ich sah eine Möglichkeit, den Todesstoß anzubringen. Der Körper des Untiers war ungedeckt. Die Wucht des eigenen Schlages hatte den Kraken, der keinen Gleichgewichtssinn mehr besaß, nach vorn gerissen.
Er rollte mir entgegen, spreizte die Fangarme ab, um sich zu fangen und bot mir seinen ungeschützten Leib.
Keine Sekunde zögerte ich. Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil flog ich auf das gefährliche Ungeheuer zu. Mit vorgestrecktem Schwert.
Blitzschnell verringerte sich die Distanz zwischen ihm und mir.
Und dann hatte Desteros Schwert Kontakt mit seinem Körper.
Tief drang die Klinge in seinen Leib ein. Ich war sicher, sie würde sein schwarzes Herz treffen. Der Stoß war genau richtig geführt. Er musste mitten im bösen Leben des Monsters sitzen, und so war es auch.
Tödlich getroffen bäumte sich der Krake auf. Seine Fangarme zuckten hoch und erstarrten. Das ganze Tier wurde hart wie Granit. Es war mir nicht möglich, das Schwert aus dem Körper meines Höllengegners zu

reißen.

Aber das blieb nur wenige Sekunden lang so.

Dann knirschte und knisterte die Schreckensgestalt. Die Arme brachen ab, der Körper fiel auseinander. Alles wurde zu Staub und verging.

Die Schlacht war geschlagen. Der Sieg gehörte uns. Aber es war wieder einmal nicht leicht gewesen.

Ein wenig angeschlagen verließ ich mit Suko die U-Bahn-Station: Oben wetterleuchteten die Elektronenblitze, als wir aus dem Gebäude traten.

Sir James eilte auf uns zu.

»Haben Sie's geschafft, John?«

Ich warf Suko einen kurzen Blick zu. Er war genauso erschöpft wie ich.

Wir sehnten uns nach Ruhe und Erholung.

»Was geschafft, Sir?« stellte ich mich dumm.

»Den Kraken.«

»Was für einen Kraken, Sir?« Ich wandte mich an Suko. »Hast du einen Kraken gesehen?«

»Nein. Wir warteten auf die U-Bahn, und da so lange keine kam, dachten wir, wir gehen zu Fuß nach Hause.«

»Ich erwarte von Ihnen morgen früh einen lückenlosen Bericht«, sagte der Superintendent.

»Können Sie haben«, erwiderte ich. »Aber jetzt wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie uns die Meute vom Hals halten würden. Für heute haben wir beide nämlich genug…«

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 168 »Die Teufels-Dschunke«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 10 »Der endlose Tod«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 154 »Desteros Rache«